

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 112 (2000)

Artikel: "Nei, nei, mi Fründ! so komod wirsch es wohl nit überchoh" : Josephine Pfeiffer und Augustin Keller : ein Brautpaar und seine gegenseitigen Erwartungen im Hinblick auf die Ehe (1826-1832)

Autor: Küng, Béatrice

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-16292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Nei, nei, mi Fründ! so komod wirsch es wohl nit überchoh»

Josephine Pfeiffer und Augustin Keller: Ein Brautpaar und seine gegenseitigen Erwartungen im Hinblick auf die Ehe (1826–1832)

Béatrice Küng

Vorwort

Augustin Keller war einer der radikalsten Politiker seiner Zeit. Er rief 1841 vor dem aargauischen Grossrat zur Aufhebung der Klöster auf. In zahlreichen über ihn publizierten Arbeiten finden sich Zitate aus seinen Briefen an seine Braut, Josephine Pfeiffer. Doch in Kellers Nachlass liegen nicht nur die von ihm verfassten Schreiben, sondern auch diejenigen aus der Hand seiner späteren Frau. – Ein ausserordentlicher Glücksfall: Fast in vollständigem Umfang ist die gegenseitige, sich ergänzende Korrespondenz aus den Jahren 1826–1832 erhalten. Josephines Briefe blieben in der Forschung allerdings bisher unbeachtet. Schreiben von Frauen berühmter Männer wecken ansonsten häufig die Neugier der Forscher und wurden dementsprechend schon oft in Arbeiten einbezogen, meistens mit dem Ziel, darin Aussagen über ihre Ehemänner und das Leben mit ihnen zu finden. Erst in den letzten Jahren wurden solche Briefe auch unter einem anderen Aspekt interessant. Sie enthalten nämlich eine Fülle von Aussagen über das Leben als Frau an sich. Da uns im vorliegenden Fall die Schreiben beider Seiten bewahrt geblieben sind, sollen in diesem Artikel auch beide Seiten zu Wort kommen. Die Korrespondenz enthält nicht nur Berichte und Erzählungen über den öffentlichen wie den privaten Alltag, sondern beinhaltet vor allem zahlreiche Dialoge und Auseinandersetzungen der beiden Absender über ihre Lebenssituation als junges Brautpaar. Sie zeigt, wie ernsthaft die beiden sich den Schritt in die Ehe überlegten, wie sorgfältig sie alle Aspekte des zukünftigen neuen Lebensabschnittes durchdachten und wie sie ihn angingen. Josephine und Augustin besprachen alle Seiten ihrer bestehenden wie ihrer zukünftigen Situation bis ins Detail. Nicht alle dieser Gesichtspunkte können in diesem Artikel behandelt werden.

Hier werden Fragen aufgegriffen, die sich dem jungen Paar in ihrer Beziehung als Probleme darstellten und deren Klärung vor ihrer Heirat unabdingbar war. Insbesondere für Josephine ergaben sich hinsichtlich ihres gemeinsamen Lebens mit Augustin einige Fragen. Um was für Fragen handelte es sich? Wie ging sie sie an? Ergaben sich daraus Gespräche, Auseinandersetzungen mit Augustin? Wenn ja, um welche Punkte ihrer Beziehung ging es dabei? Gab es Standpunkte, auf denen die beiden beharrten, oder fanden sie für alle umstrittenen Fragen eine Lösung? Welche Stellung erkannten sie einander in ihrer Beziehung zu? Wie sahen sie ihre eigene Rolle?

Diese Arbeit widerspiegelt weniger Augustins bzw. Josephines Leben im Speziellen, als vielmehr die Diskussionen eines jungen Paares, das sich 1826 zur Heirat entschlossen hatte, aber noch einige Jahre bis dahin warten musste. Sie zeigt, wie es diese Wartezeit dazu nutzte, einander näher kennen zu lernen und sich sorgfältig auf das bevorstehende gemeinsame Leben vorzubereiten. Alle vom Paar angesprochenen Fragen stehen charakteristisch für die Denkweise seiner Zeit, für die durch Kirche, Gesellschaft und Recht vorgegebenen Normen und Regeln hinsichtlich der Ehe an sich. Doch die Art und Weise, wie das Paar die verschiedenen Punkte anging und wie es sie klärte, blieb allein ihm vorbehalten. Ebenso waren nicht in allen Beziehungen dieselben Fragen von entscheidender Bedeutung. Deren Gewichtung war individuell unterschiedlich. Erst unter diesem Aspekt betrachtet gibt dieser Artikel auch Hinweise auf das Paar Josephine Pfeiffer – Augustin Keller im Besonderen.

Im ersten Abschnitt werden Kindheit und Erziehung der Brautleute kurz beschrieben. Der zweite Abschnitt widmet sich der Verlobungszeit im Allgemeinen und derjenigen von Josephine und Augustin im Speziellen. Die Darstellung eines besonderen Vorkommnisses zu Beginn ihrer Brautzeit weist auf die Kriterien hin, die Josephine Augustin näher brachten. Im dritten Abschnitt wird dargelegt, welche Erwartungen die beiden an eine Ehefrau bzw. an einen Ehemann hegten, wie sie selber ihre künftige Rolle im gemeinsamen Haushalt und in ihrer Ehe sahen, welche Stellung sie einander in ihrer Beziehung zu erkannten. Da die Religion im zeitgenössischen Verständnis der Ehe mit als wichtigstes bindendes Element zwischen den Geschlechtern angesehen wurde und da sie in der Beziehung von Josephine und Augustin eine eminent wichtige Stellung einnahm, wird ihr hier ein eigener Abschnitt gewidmet.

I. Augustin Keller und Josephine Pfeiffer

Augustin Keller und Josephine Pfeiffer waren gleich alt. Doch sie wuchsen unter unterschiedlichen Bedingungen auf. Einleitend werden an dieser Stelle die wesentlichsten Punkte gerafft aufgezeigt:

1. Augustin Keller

Da über Augustin Keller zahlreiche Veröffentlichungen existieren,¹ sei hier nur das für die Betrachtung des Verhältnisses zu seiner Braut Nötigste dargestellt.

Augustin Keller wurde 1805 als Sohn einer kinderreichen Kleinbauernfamilie in Sarmenstorf geboren. Als ältestes von elf Kindern hatte er bereits als kleiner Junge auf Hof und Feldern mitzuarbeiten. «Ich habe dem praktischen Landleben ebenso viel, als dem Studium der Philosophie zu danken», schrieb er später in seiner Autobiographie.² Keller hatte allerdings das Glück, in einer Familie zu leben, die bei der Erziehung ihrer Kinder auf religiöse wie schulische Ausbildung achtete, – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für Kinder aus ärmlichen, ländlichen Familien keine Selbstverständlichkeit. Augustin Kellers Eltern wurden in ihren Bemühungen von der Verwandtschaft tatkräftig unterstützt. Die dem Jungen nahestehenden Personen erkannten seinen Wissensdrang und seine Begabungen frühzeitig und förderten sie. Bis zum Abschluss seiner Ausbildung und dem Antritt seiner ersten Arbeitsstelle konnte Keller sich finanzieller, aber auch geistiger Unterstützung gewiss sein. Besondere Vertrautheit verband ihn mit der Familie des Dr. Alois Ruepp, eines Vetters der

¹ Die wichtigsten und am häufigsten zitierten Untersuchungen zu Augustin Keller seien hier aufgelistet:

Hunziker, Jakob. – Augustin Keller: Ein Lebensbild dem aargauischen Volke gewidmet. – Aarau, 1883.

Keller, Arnold. – Augustin Keller 1805–1883: Ein Lebensbild und Beitrag zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts. – Aarau, 1922.

Rosenberg, Martin. – Die Kirchenpolitik Augustin Kellers. – Diss. theolog. Freiburg i. Ue., 1941.

Schib, Karl. – Augustin Keller 1805–1883. In: Lebensbilder aus dem Aargau 1803–1953. In: Argovia 65 (1953).

Schib, Karl. – Augustin Keller und der liberale Katholizismus in der Schweiz. In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 32 (1955), S. 199–210.

Leimgruber, Markus. – Politischer Liberalismus als Bildungserlebnis bei Augustin Keller. – Diss. phil. Basel, 1969. In: Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 20, Bern, 1973.

Keller, Augustin. – Das bringt kein Brod ins Haus./Hrsg. von Hansjörg Frank. – Baden, 1997.

² Keller, Arnold (wie Anm. 1), S. 7.



Abb. 1: Augustin Keller um 1830 (aus: Keller, Arnold [wie Anm. 1], Tafel III).

Mutter, und seiner Ehefrau Lisette, einer ehemaligen Schülerin Pestalozzis.³ Das Ehepaar Ruepp unterstützte und förderte Augustin Keller, damit er die Kantonsschule in Aarau besuchen konnte. Als es soweit war, brachten sie ihn beim mit ihnen befreundeten Kantonsschullehrer Michael Traugott Pfeiffer als Pensionär unter.⁴ Als solcher gehörte dieser dort bald zur Familie und schloss Freundschaft mit Pfeiffers Tochter Josephine, die später seine Frau wurde.

Neben der Kantonsschule besuchte Keller die Vorlesungen am Lehrverein. I.P.V. Troxler⁵ half ihm mit einem Empfehlungsschreiben den Weg zu einem Studium in Breslau⁶ ebnen.⁷ An der dortigen Universität verbrachte Keller fast vier Jahre. Im Frühling 1830 brach er sein Studium aus finanziellen und aus zeitlichen Gründen ab. Im Herbst danach traf er in Sarmenstorf ein – genau zu dem

³ Bodmer-Gessner, Verena. – Frauen aus dem Aargau: Ein Querschnitt durch das Leben der Aargauerinnen von der heiligen Verena bis zur Gegenwart. – Aarau, 1964, S. 122 f.; «Was Männer wollten und Frauen taten»: Erster historischer Frauenstadtrundgang Aarau 1998. In: Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte im Aargau zwischen Helvetik und Bundesstaat (1798–1848). – Baden, 1998, S. 35.

Lisette Ruepp war vor ihrer Heirat mit Alois Ruepp bei Pestalozzi und Rosette Niederer-Kasthofer in Yverdon zur Lehrerin ausgebildet worden. 1838 – einige Jahre nach dem Tod ihres Mannes (1832) – eröffnete sie im ehemaligen Doktorhaus in Sarmenstorf ein Erziehungsinstitut für Töchter und bildete nach Pestalozzis Grundsätzen Lehrerinnen aus. Den Mädchen vermittelte sie neben einer guten Allgemeinbildung Kenntnisse in Hauswirtschaft. Um das Gelernte zu vertiefen, führte sie mit ihren Schülerinnen auch Exkursionen in Geographie, Pflanzenkunde und Geologie durch.

⁴ Keller, Arnold (wie Anm. 1), S. 19.

⁵ Näheres zu Troxler s. Widmer, Max, Hans Erhard Lauer. – Ignaz Paul Vital Troxler. – Oberwil b. Zug, 1980; Leimgruber (wie Anm. 1), S. 49 ff.; Mittler, Otto. – Ignaz Paul Vital Troxler: 1780–1866. In: Lebensbilder aus dem Aargau 1803–1953. In: Argovia 65 (1953), S. 127 ff.; Biographisches Lexikon des Aargaus [BLA] 1803–1957, Aarau, 1958, S. 786 f.

⁶ Breslau, Hauptstadt Schlesiens, an der Oder gelegen; kam 1742 durch den Breslauer Vertrag mit Schlesien an Preussen; war an der Erhebung gegen Napoleon beteiligt; erlebte im 19. Jh. ein gewaltiges Wachstum; wurde 1945 von den Sowjets eingenommen und unter polnische Verwaltung gestellt; trägt seither den polnischen Namen Wroclaw.

Die Universität Breslau war im Jahre 1811 im Zuge der Reform des preussischen Staates – nach dessen Zusammenbruch in den napoleonischen Kriegen – zusammen mit der neuen Universität in Berlin gegründet worden. An beiden Universitäten sollten die Ideen Wilhelm von Humboldts verwirklicht werden: «durch Freiheit von Forschung, Lehre und Lernen sollte der reinen Wissenschaft gedient werden.» Die Universität Breslau wurde bald schon Zentrum des deutschen Freiheits- und Unabhängigkeitswillens. Nach einem Aufruf Steffens hatten sich unzählige Studenten freiwillig zum Heerdienst in den Befreiungskriegen gegen Napoleon gemeldet. Damit hatten Universität und Studenten ihre bisher vom Volke abgehobene Stellung aufgegeben und sich durch ihren persönlichen Einsatz für die Unabhängigkeit grosse Sympathien bei der Bürgerschaft geschaffen. Die konservative Regierung beobachtete diese Entwicklung jedoch mit Argwohn. Besonders die patriotische Ziele verfolgende Turnbewegung war ihr ein Dorn im Auge. Sie hatte unter den Breslauer Studenten und Professoren zahlreiche Anhänger. Die nach der Wartburgfeier 1817 und nach der Ermordung Kotzebues 1819 überall in Deutschland einsetzende Demagogenverfolgung erfasste daher auch Breslau. – vgl. Leimgruber (wie Anm. 1), S. 79 f.

⁷ Leimgruber (wie Anm. 1), S. 77.

Zeitpunkt, als im Freiamt der Unmut in der Bevölkerung seinen Höhepunkt zu erreichen begann, der schliesslich in den Freiämter Sturm mündete.

Im Sommer 1831 bewarb er sich in Luzern um eine Anstellung als Gymnasiallehrer, die er dann auch erhielt. Knapp ein Jahr später heirateten er und Josephine Pfeiffer.

Leimgruber führte im Zusammenhang mit Kellers Selbstbewusstsein sein gesichertes Privatleben als Voraussetzung an, unter anderem die Beziehung zu Josephine Pfeiffer, die er in ruhiger, Jahre währender Bekanntschaft habe kennen lernen können.⁸

2. Josephine Pfeiffer

Josephine Pfeiffer war nur sechs Wochen jünger als ihr späterer Ehemann, Augustin Keller. Sie wurde am 26. Dezember 1805 als einziges Kind des Pädagogen Michael Traugott Pfeiffer⁹ und der Elisabetha Amiet aus Solothurn in Lenzburg geboren.

Im Gegensatz zu ihrem späteren Ehemann wuchs sie als Einzelkind in einer bürgerlichen Familie auf. Ihr Vater war Gelehrter, ein erfolgreicher Pädagoge und Musiker. Da er in der Öffentlichkeit tätig war und ihre Mutter sich durch besondere Gastfreundlichkeit auszeichnete, kam Josephine bereits als Kind mit anderen angesehenen Bürgern und Gelehrten in Berührung. In ihrem Umfeld

⁸ Leimgruber (wie Anm. 1), S. 120.

⁹ Keller, Jakob. – Michael Traugott Pfeiffer: der Musiker, Dichter und Erzieher. – Frauenfeld, 1894.

Pfeiffer war deutscher Abstammung und als Student in die Schweiz gekommen. Bei Pestalozzi in Burgdorf hatte er sich zum Lehrer ausbilden lassen. 1804 zog er nach Lenzburg, nachdem er vergeblich versucht hatte, in Solothurn eine Schule nach Pestalozzis Grundsätzen zu gründen. In Lenzburg war ihm mehr Erfolg beschieden. Hier eröffnete er 1805 ein Knabeninstitut. 1807 wurde vom Lenzburger Stadtrat eine Schulreform genehmigt, nach der u.a. gemäss Pestalozzis Methode mathematische Grundkenntnisse im Schulplan verstärkt berücksichtigt wurden. Als Lehrer für die doppelte Bruchtabelle und die Anfänge der Geometrie wurde Pfeiffer eingesetzt. Gleichzeitig wurde er zum Rektor des vergrösserten Lehrkörpers und damit zum Schuldirektor ernannt. Zur selben Zeit begann der Staat sich vermehrt um die Lehrerbildung zu bemühen; denn die Lehrer hatten bisher in der Regel keine spezielle Ausbildung genossen. So wurden für sie regionale Fortbildungskurse organisiert. Solche Seminare führte Pfeiffer zwischen 1808 und 1820 auch in Lenzburg durch. – Pfeiffers grösste Verdienste lagen in der Musikerziehung. Im Verlaufe seiner Tätigkeit in Lenzburg hob der Pädagoge das Lenzburger Kulturleben zu einem beachtlichen Niveau an. Er gründete eine «Singgesellschaft» und sorgte als Chorleiter für zahlreiche musikalische Aufführungen, die auch ausserhalb der Stadt Beachtung fanden. 1821 hätte Pfeiffer als Leiter des neu gegründeten ständigen Seminars nach Aarau berufen werden sollen, lehnte aber ab und nahm statt dessen ein Jahr später die zweite Lehrstelle für alte Sprachen an der Kantonsschule an. Am Seminar erteilte er zusätzlich Gesangsunterricht. Trotz ihrem Umzug nach Aarau blieb die Familie Pfeiffer mit ihren Lenzburger Freunden, insbesondere mit Johann Hünerwadel, in Verbindung.



Abb. 2: Josephine Pfeiffer, Alabasterrelief 1829 (aus: Keller, Arnold [wie Anm. 1], Tafel II).

waren alle Bedingungen für eine höhere Ausbildung gegeben, doch einer solchen standen die gesellschaftlichen Forderungen an eine Bürgerstochter im Wege. Ihre Bestimmung war die traditionelle Rolle als Mutter, Hausfrau und Gattin. Und dafür wurden im 19. Jahrhundert nur allernötigste Schulkenntnisse von Mädchen gefordert.

Josephines Mutter hatte ihren Ehemann auf dieselbe Weise kennen gelernt wie später ihre Tochter Augustin Keller: Michael Traugott Pfeiffer war während seines Solothurner Aufenthalts Kostgänger ihrer Eltern gewesen.¹⁰ Gemäss den Beschreibungen ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes war sie eine starke Persönlichkeit, eine lebensfrohe, tüchtige Frau, die die Leitung ihres Haushalts fest in ihrer Hand hielt. Sie wurde ihrer energischen Art wegen von Augustin Keller scherhaft als Hofmeisterin bezeichnet.¹¹ Der Ausdruck war nicht ganz verfehlt; denn Frau Pfeiffers Haushalt beschränkte sich nicht auf die Kernfamilie im heutigen Sinne. Er war stark erweitert, bildete das Zentrum der Solothurner Verwandtschaft, eines grossen Bekannten- und Freundeskreises, war ausserdem das vorübergehende Heim zahlreicher Schüler, die von auswärts in ihren Wohnort zur Schule kamen. Wie ihre Mutter in Solothurn versorgte Frau Pfeiffer von Beginn weg in ihrem Haus Kostgänger, meist Schüler ihres Mannes. In der Zeit, die ihr übrig blieb, sass sie an ihrem Spinnrad. Spinnen war ihre Lieblingsbeschäftigung. Die fröhliche, ausgeglichene, gastfreundliche und arbeitsame Frau war der ruhende Pol für ihren ernsten, oft überarbeiteten, schwermütigen und hypochondrischen Ehemann.¹²

Über Josephines Kindheit in Lenzburg ist wenig bekannt. Leider kann nicht mehr festgestellt werden, was für eine Ausbildung ihr ihre Eltern zukommen liessen. Mit Sicherheit besuchte sie zumindest die Elementarschule; denn im Kanton Aargau war der Schulbesuch seit 1815 auch für die Mädchen Pflicht. Ob sie anschliessend noch Schülerin am Lenzburger Töchterinstitut¹³ war, ist ungewiss. Gemäss Jakob Keller absolvierte Josephine Pfeiffer im Alter von sechzehn Jahren einen längeren Welschlandaufenthalt.¹⁴ Zudem hatte sie von ihrem Vater musikalisches Talent geerbt und spielte leidenschaftlich gern Kla-

¹⁰ *Keller, Jakob* (wie Anm. 9), S. 14.

¹¹ Josephine Pfeiffer an Augustin Keller, Augustinustag (28. August) 1828. – StAAG, Nachlass Augustin Keller, NL.A 095/002, Briefe seiner Braut, Fasz. 7, S. 5.

¹² *Keller, Jakob* (wie Anm. 9), S. 85.

¹³ Um das Lenzburger Schulwesen stand es zu Beginn des 19. Jahrhunderts schlecht. Neben der deutschen und der lateinischen Grundschule gab es keine weiterführenden Schulen in der Stadt. Die ersten weiterbildenden Schulen entstanden auf private Initiative hin: Neben dem von Josephines Vater gegründeten Knabeninstitut gab es ein von Pfarrer Johann Hünerwadel (Dekan) 1804 eröffnetes Töchterinstitut, an dem neben den üblichen Grundfächern, Lesen, Schreiben und Rechnen, auch Französisch und Handarbeiten unterrichtet wurden. – Vgl. *Neuenschwander, Heidi*. – Lenzburg im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Argovia* 106/I (1994), S. 166 f.

¹⁴ *Keller, Jakob* (wie Anm. 9), S. 103.

vier. Ihre musikalische Begabung bezeichnete sie als das einzige Talent, das sie fördern konnte:

«Ich beschäftigte mich viel mit der Musick, welches ja das einzige Talent ist, welches ich ausbilden kann u[nd] dessen Tröstungen ich viel verdanke. Was dir das lesen und dichten ist, das ist mir das Klavier, es erhebt mich, wenn Schwermuth mich drückte, Hoffnung giesst es in das Herz, welches sich gerne ihm ergiebt.»¹⁵

Als Bürgerstochter, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufwuchs, verfügte sie mit ihren Lese-, Schreib- und Französischkenntnissen sowie ihren musischen Fähigkeiten bereits über eine gute Ausbildung, die ihr eine standesgemäße Heirat ermöglichen sollte. Eine weitere Schulung wollten ihr die Eltern nicht zukommen lassen. Josephine sollte in erster Linie auf ihre damals gesellschaftlich festgelegte Rolle als Mutter, Hausfrau und Gattin vorbereitet werden. Die Aneignung der dafür erforderlichen Fähigkeiten geschah im mütterlichen Haushalt. Dazu gehörten die Haushaltsführung, Kindererziehung, aber vor allem auch das Einüben der Rolle als Ehefrau, die in der Familie für Harmonie sorgte. Josephines Vater hatte seine Ansichten über die Erziehung seiner Tochter bereits in Lenzburg in einem Gedicht dargelegt:

Des Töchterleins Meinung.¹⁶

Lieb Väterlein wünschet mich fromm und gut
Und heisset mich thun, wie das Mütterchen thut.
Wie thut sie? – Sie hält das Geräte so blank
Und Ordnung im Keller, im Stübchen, im Schrank,
O, hätt' ich ein Häuschen! Wie wäre das gut!
Wahrhaftig, ich thäte, wie Mütterlein thut!

Lieb Väterlein wünschet mich fromm und gut
Und heisset mich thun, wie das Mütterchen thut.
Wie thut sie? – Sie pfleget ihr Kindlein so zart,
Und hält es zum Beten, zu sittiger Art.
O, hätt' ich ein Kindlein! Wie wäre das gut!
Wahrhaftig, ich thäte, wie Mütterlein thut!

Lieb Väterlein wünschet mich fromm und gut
Und heisset mich thun, wie das Mütterchen thut.
Wie thut sie? – Wenn brummisch der Vater sich zeigt,
So lacht sie und koset, bis Väterchen – schweigt.
O, wär ich ein Weibchen! Wie wäre das gut!
Wahrhaftig, ich thäte, wie Mütterlein thut!

¹⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 1, 27. Merz 1827, S. 3.

¹⁶ Zitiert nach Keller, Jakob (wie Anm. 9), S. 84.

Pfeiffer umschrieb hier für seine Tochter Grundsätze, die ganz den bürgerlichen Erziehungsidealn des 19. Jahrhunderts entsprachen. An erster Stelle standen die Adjektive «fromm und gut». Pfeiffer hob sie im ersten Vers jeder Strophe hervor. Besonders wichtig war ihm neben der Herausbildung «guter» Charaktereigenschaften die religiöse Erziehung seiner Tochter.¹⁷ – Da die religiösen Ansichten in Augustins und Josephines Beziehung eine zentrale Rolle spielten, werden sie in einem eigenen Kapitel behandelt.

Über das Adjektiv «gut», das ihr Vater sich für seine Tochter wünschte, äusserte sich Josephine Pfeiffer als junge Frau ihrem Bräutigam gegenüber einige Male. Stets war sie bestrebt, gut zu werden, worunter sie «alle die stillen [...] weiblichen Tugenden» verstand.¹⁸ Weiblichkeit wurde im 19. Jahrhundert mit religiösem Sinn, Warmherzigkeit, beständiger Freundlichkeit, Aufopferung und Friedfertigkeit gleichgesetzt.¹⁹ Ausserdem sollte das tugendhafte Weib verschwiegen sein, jede Schwatzhaftigkeit unterlassen. Josephine stellte «gut werden» in direkten Zusammenhang mit «gescheidt werden». Als Augustin diesen Bezug nicht verstand, antwortete sie ihm:

«so muess i denn dir (wo doch sonst nit so ganz vernaglet isch) no einisch erkläre,
dass ebe s'gschid sy zum gut si ghøre; du seischt: <das einfältigste Eierweib ischt oft
herzgut>; frilich, u ischt dir das gute Eierweib nicht achtbarer als die gescheitesten Welt-
dame, die den ganzen Tag dahinarbeitet u[nd] all Obe in G'sellschafte brillirt?»²⁰

Unter Gescheitheit verstand Josephine Pfeiffer nicht den Besitz grossen Wissens, sondern die Aneignung derjenigen weiblichen Eigenschaften, die zu ihrer Zeit von einer Bürgersfrau erwartet wurden. Um dies zu verdeutlichen, kann auf Knigges Brevier über Umgangsformen zurückgegriffen werden, der in bürgerlichen Kreisen des gesamten deutschsprachigen Raumes gerne gelesen wurde. Seine Weisungen beinhalteten im Wesentlichen die bürgerlichen Leitbilder seiner Zeit. So äusserte er sich zur Frage, ob der Mann klüger sein müsste als die Frau:

¹⁷ Wie wichtig Pfeiffer die religiöse Erziehung war, zeigt auch die Tatsache, dass er sich 1810 für seine Schüler beim Lenzburger Stadtrat um einen eigenen katholischen Gottesdienst bemühte; denn diese hatten dafür weite Wege in die nächsten katholischen Gemeinden zurückzulegen. Die Frage nach einem geeigneten Lokal liess er dabei gar nicht erst auftreten, indem er sich anbot, einen Raum in seiner Wohnung zur Verfügung zu stellen. – Vgl. Neuenschwander (wie Anm. 13), S. 416.

¹⁸ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 1, 27. Merz 1827, S. 3.

¹⁹ Joris, Elisabeth und Heidi Witzig (Hrsg.). – Frauengeschichten: Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz. – Zürich, 1986, S. 31 ff.

²⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 2/Spalte 2.

«Der Begriff von Klugheit und Vernunft wird, mit allen seinen Relationen und Modificationen, nicht immer auf einerley Art verstanden. Die Klugheit eines Mannes soll wohl ganz anderer Art seyn, als die, welche man von einer Frau verlangt; und wenn nun vollends Klugheit mit Welt-Erfahrung, oder gar mit Gelehrsamkeit verwechselt wird; so wäre es Unsinn, von diesen bey einem Geschlechte so viel als bey dem andern voraussetzen zu wollen. Ich fordere daher von einem Frauenzimmer einen esprit de detail, eine Feinheit, unschuldige Verschlagenheit, Behutsamkeit, einen Witz, ein Dulden, eine Nachgiebigkeit und Geduld – lauter Stücke, die doch auch zur Klugheit gehören!»²¹

Aus welcher Quelle Josephine ihre Gedankengänge bezog, lässt sich nicht feststellen. Doch solche Leitsätze waren seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in die Mädchenerziehung einbezogen worden und wurden auch von Schweizer Pädagogen vertreten.²² Dabei wurde die Meinung verbreitet, dass die Eigenschaften Geduld, Nachgiebigkeit und Selbstverleugnung natürliche weibliche Eigenschaften wären und also den eigentlichen weiblichen Charakter ausmachten.²³

Im Speziellen führte Pfeiffer in jeder der drei Strophen seines Gedichtes die Aufgabenbereiche auf, in denen seine Tochter später Bescheid wissen sollte: Ordnungsliebe und Reinlichkeit im Haushalt, Fürsorge als Mutter sowie unerschütterlichen Frohmut, Friedfertigkeit und Gelassenheit in der Rolle als Ehefrau. Als oberstes Ziel der mütterlichen Erziehung nannte Pfeiffer in der zweiten Strophe Gebet und sittlichen Anstand.

Josephine lernte im grossen Haushalt ihrer Mutter nebst Kochen, Ordnung, Reinlichkeit, Gartenunterhalt, Kinder- und Krankenpflege auch Organisation, Überwachung und Einteilung der Finanzen sowie Korrespondenzführung. Pfeiffer kümmerte sich um keinerlei Belange, die den Haushalt und den Lebensunterhalt im eigentlichen Sinne betrafen. In Aarau setzte Frau Pfeiffer Josephine bald auch schon in der Finanzverwaltung ein. Mit ihr gemeinsam rechnete sie den Preis aus, den sie für jeden einzelnen Kostgänger verlangen musste, und Josephine stellte hin und wieder in ihrem Auftrag Rechnung.²⁴ Ausserdem galt es, brieflich mit den Eltern der im Hause Pfeiffer weilenden Schüler Kontakt zu halten und regelmässig über sie Bericht zu erstatten.

²¹ Knigge, Adolph Freiherr von. – Über den Umgang mit Menschen, Darmstadt, 1967, S. 146.

²² Mesmer, Beatrix. – Ausgeklammert – eingeklammert: Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts. – Basel, 1988, S. 40 ff.

²³ ebda., S. 41.

²⁴ Josephine Pfeiffer an Frau Ruepp, 23. April 1828. – StAAG, Nachlass Augustin Keller, NL.A 095/002, Briefe seiner Braut, Fasz. 122.

Josephine Pfeiffer erledigte alle Hausarbeiten gerne, widmete den jüngsten Kostgängern und Pflegekindern viel Zeit, war ihnen auch sehr zugetan. Da zeitweise viele Leute, vorwiegend Männer – Schüler, Studenten und während den Ratsverhandlungen auch Grossräte – in ihrem Haushalt lebten, brauchte sie für die Arbeit einiges Organisationstalent und viel Durchsetzungskraft; denn um den reibungslosen Ablauf im Haushalt zu sichern und die Erziehung der Knaben nicht zu vernachlässigen, mussten alle Ordnung halten und sich nach bestimmten Regeln richten. Für wissenschaftliche Beschäftigungen fehlten Josephine Zeit und vorerst auch das Interesse. Als sie ihrem Vater einmal während dessen Krankheit allabendlich lateinisch vorlesen musste,²⁵ war sie froh, diese Arbeit nach seiner Genesung wieder weglegen zu können und diesbezüglich bis zur Rückkehr ihres Verlobten nichts mehr tun zu müssen:

«[...]denn bis dohi g'stohn-i der gradeweg; th[u]-n-i nit meh als i muss, u sit ere Zit, dass mi der Vater nüme begehrt, ha-n-i die langwilige Künste ganz bi Site g'setzt [...].»²⁶

Zu Beginn ihrer Bekanntschaft mit Augustin Keller nannte Josephine Pfeiffer neben der Musik Spinnen, Schwatzen und Kochen ihre Lieblingsbeschäftigungen:

«[...] denn dass i alli mine grösste Freude deheim finde, ha-n-i der jo scho g'seit g'ha; du hättest mi jo au nume usg'lachet, wenn i der e Darstellung vo mine Freude g'macht hätte, die jo fast alli im Spinne, schwätze u choche bestönd.»²⁷

Was Josephine Pfeiffer hier noch scherhaft durchsickern liess – dass Augustin sie wegen ihrer Lieblingsbeschäftigungen auslachen könnte – wurde ihr in den folgenden Jahren zum Problem. Sie litt zunehmend unter ihren notdürftigen Schulkenntnissen, hätte gerne mehr gewusst. Immer wieder beklagte sie sich in ihren Briefen an Augustin Keller darüber und versuchte eine Zeit lang eifrig, ihre Wissenslücken im Selbststudium aufzufüllen, wie aus dem folgenden Kapitel ersichtlich wird. Doch auch ohne dies beschränkte sie ihre Tätigkeiten nicht auf den Haushalt allein. Sie war eine fröhliche, unternehmungslustige und gesellige Frau. So wurde sie auch gemeinnützig tätig:

«Dann habe ich mit ein paar meiner Freundinnen u[nd] Bekannten eine gemeinnützige Gesellschaft errichtet, wo wir alle Wochen einen Abend zubringen und für die Armen arbeiten.»²⁸

²⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 1, 27. Merz 1827, S. 2.

²⁶ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 2/Spalte 2.

²⁷ ebda., S. 3/Spalte 1.

²⁸ ebda. – Der Frauenarbeitsabend existierte noch 1832. Josephine erwähnte ihn in einem späteren Brief wieder. – Vgl. StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 101 (II), 15. Juni 1832, S. 2/Spalte 2.

Josephine verfolgte die politischen Diskussionen in ihrem Elternhaus mit Interesse und las daher auch regelmässig die Zeitung. Wenn Augustin Keller nicht von Dr. Ruepp informiert wurde, berichtete sie ihm das Nötigste nach Breslau und «kopierte» für ihn auch Zeitungsartikel, die besonders umstritten waren. Verschiedentlich gab sie auch ihre eigene Meinung zu politischen Themen kund.

Beiden Elternteilen gegenüber war Josephine Pfeiffer sehr zugetan. Die Mutter bewunderte sie ihres Fleisses, ihrer Ausgeglichenheit und ihres frohen Gemütes wegen. Sie hörte gerne auf ihre Ratschläge, fühlte sich von ihr verstanden und anerkannt. Sie vermisste sie nach ihrem frühen Tod im Frühling 1830 sehr. – Ihren Vater liebte sie außerordentlich und war angesichts seiner Schwermut und Hypochondrie ständig in Sorge um ihn.²⁹ Nach dem Tod ihrer Mutter fühlte sie sich ihrem Vater gegenüber so sehr verpflichtet, dass sie ihr Verhältnis zu Augustin auflösen wollte.³⁰

Trotz ihren vielseitigen Betätigungen, der Geborgenheit, die sie in ihrem Elternhaus erlebte und obwohl sie nach dem Tode ihrer Mutter den grossen Haushalt ohne Schwierigkeiten alleine führte, zweifelte sie je länger je mehr, ob sie angesichts ihres geringen Allgemeinwissens ihrem Augustin eine ebenbürtige Ehefrau sein könnte, wie aus den weiteren Kapiteln ersichtlich werden wird. In einem Selbstporträt beschrieb sie sich folgendermassen:

«Ich [...] werde gar viel als *böse u[nd] strenge* gescholten. Und – ich glaube fast, – es müsse wirklich etwas Wahres daran sein, denn man gehorcht mir im Hause auf das Wort, wenn unsre Knaben etwas wollen, so wenden sie sich an mich, u[nd] wenn ein Verweis zu geben ist, so werde ich damit beauftragt. Armer Augustin, ich möchte dich fast bedauern! Doch ist auch wieder das Gute dabei, dass ich nie – wenigstens nie lange *böse* sein kann; nur Unordnungen mag ich nicht leiden u[nd] wenn mir etwas nicht gefällt, so muss ich es den Leuten gerade ins Gesicht sagen. Daneben haben mich doch Alle lieb u[nd] können es nicht leiden, wenn ich nichts sage. – Fröhlich bin ich auch nicht immer, man wirft mir oft ein saures Gesicht u[nd] üble Laune vor, das ist aber nur wenn ich fleissig arbeite u[nd] nicht reden mag, oder lange keinen Brief erhalten habe oder mit mir selbst unzufrieden bin; in mir selbst bin ich meistens ruhig u[nd] wenn ich mich zu bemeistern vermag – glücklich. Und wäre ich nicht undankbar, es nicht zu sein, da mich mein Schöpfer wirklich in eine der glücklichsten Lage[n] versetzte u[nd] mich bisher so gütig vor allen Unglücksfällen bewahrte. Nur das Leiden Anderer konnte mich bisher betrüben.»³¹

²⁹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 4, Augustinustag (28. August) 1827, S. 8.

³⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 20, 19. April 1830, S. 3.

³¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 16, 8. Christmonat 1829, S. 1/ Spalte 2.

II. Der Brautstand

1. Brautstand und Ehe im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert hatte die Ehe einen äusserst hohen Stellenwert. Im Bürgertum war sie die allein erstrebenswerte Lebensform sowohl für den Mann als auch für die Frau.³² Dabei war die Bedeutung der Ehe für die Frau noch höher zu bewerten als für den Mann. Ganz selbstverständlich wurde das Dasein der Frauen mit der Rolle der Hausmutter gleichgesetzt.³³ Während ein Mann die ihm zur Pflicht gemachten Aufgaben in Gesellschaft und Vaterland auf zwei Ebenen erfüllen konnte, nämlich auf derjenigen der Familie als Hausvater einerseits und auf derjenigen im öffentlichen Bereich anderseits, war der Frau eine einzige Rolle, diejenige der Hausmutter, zugeschrieben. Außerdem war die Ehe nicht die alleinige Angelegenheit zweier sich liebender Menschen, sondern unterlag den verschiedensten Erwägungen des gesamten Familien- und Gesellschaftskreises, in dem ein Brautpaar sich bewegte. Dabei spielte die *materielle Absicherung* eine gewichtige Rolle. Besitz, Vermögen, Einkommen und Beruf bestimmten die Partnerwahl. Auch *Prestige* war häufig von Bedeutung. Ebenso wurden *Gesundheit und Arbeitsfähigkeit* in die Überlegungen bei der Partnerwahl einbezogen.³⁴ Auf individuelle Wünsche und Gefühle wurde nicht Rücksicht genommen.³⁵ Die Aufklärung hatte jedoch einige Neuerungen gebracht. Seit dem 18. Jahrhundert, verstärkt noch durch die Romantik, wurde die *Liebesehe* propagiert. Der Lebenspartner sollte frei von ökonomischen und finanziellen Zwängen gewählt werden können.³⁶ Die Liebe sollte die einzige Voraussetzung für eine Ehe sein. Im Sinne der Aufklärung standen dabei mehr *Tugendhaftigkeit und Vollkommenheit* des Partners wie der Partnerin denn die *Sexualität* im Vordergrund. Die sogenannten inneren Werte hatten vor den äusseren Vorrang.³⁷

Obwohl zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Vorstellung, dass die Liebe das wichtigste Kriterium bei der Partnerwahl bilden sollte, besonders in bürgerlichen Kreisen bereits weit verbreitet war, blieben die Leute in der Realität vorsichtig. Liebe allein war kein Garant für die dauernde Haltbarkeit einer Ehe. Sie sollte nur zusammen mit anderen Stützen deren Grundlage bilden.³⁸ Nicht zu

³² Tanner, Albert. – Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen: Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914. – Habilitation phil. hist., Bern, 1994. – Zürich, 1995, S. 170.

³³ Mesmer (wie Anm. 22), S. 11.

³⁴ Joris (wie Anm. 19), S. 62.

³⁵ Weber-Kellermann, Ingeborg. – Landleben im 19. Jahrhundert. – Zürich, 1989, S. 77.

³⁶ Hauser, Albert. – Das Neue kommt: Schweizer Alltag im 19. Jahrhundert. – Zürich, 1989, S. 219.

³⁷ Tanner (wie Anm. 32), S. 172.

³⁸ Tanner (wie Anm. 32), S. 174.

vergessen sind behördliche und kirchliche Einschränkungen.³⁹ Trotz zahlreichen Neuerungen konnte ein verliebtes Paar im 19. Jahrhundert die Heirat nicht für sich alleine beschliessen. Bis ins 20. Jahrhundert hinein war das *Einverständnis der beiden beteiligten Familien* eine der Voraussetzungen dafür.

Neben allen familiären und gesellschaftlichen Bedingungen, die ein Brautpaar zu erfüllen hatte, gab es für Brautpaare auch kirchliche Auffassungen der Ehe zu überdenken. Die zivile Trauung war in der Schweiz zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht eingeführt. Da sowohl Josephine als auch Augustin katholischen Glaubens waren, werden hier diejenigen Überlegungen aufgeführt, die einem Brautpaar vom katholischen Geistlichen beim Brautgespräch nahegelegt wurden. Wie aus der folgenden Beschreibung hervorgeht, deckten diese sich zum Teil mit den gesellschaftlichen Erfordernissen, beinhalteten aber neben rein religiösen auch psychologische Aspekte. So hatten sich die ehebereiten Partner nach kirchlicher Lehre während des Brautstandes gegenseitig über folgende Punkte Rechenschaft abzulegen: *religiös*, indem sie sich gegenseitig über die religiösen Anschauungen verständigten; *sittlich*, indem sie sich hinsichtlich ihrer Treue und Zuneigung prüften und gemeinsamen vorehelichen sexuellen Verkehr mieden, um unter anderem die gegenseitige Achtung nicht zu verlieren; *charakterlich-psychologisch*, indem die Verlobten neben der Rücksichtnahme aufeinander ihren Charakter unter anderem durch die Aufrechterhaltung einer rechten Beziehung zu beiden Familien zu festigen suchten; *gesundheitlich*, indem sich beide Partner vor der Ehe hinsichtlich ihrer Eignung zur Ehe und Zeugung von Nachkommenschaft medizinisch untersuchen liessen, die Braut sich während der Verlobungszeit körperlich und nervlich nicht überanstrengte; *wirtschaftlich*, indem insbesondere der Bräutigam die materiellen Voraussetzungen zur Familiengründung durch berufliche Ertüchtigung sicherstellte.⁴⁰

Das *Verlöbnis* leitete die Vorbereitung auf die Ehe, den Brautstand, ein. Es wurde zwischen einem persönlichen und einem offiziellen Verlöbnis unterschieden. Das persönliche Verlöbnis erfolgte in der Regel ohne Zeugen unter den Brautleuten und war im Gegensatz zum offiziellen Verlöbnis gesellschaftlich noch kein bindendes Versprechen, sondern festigte eine Bekanntschaft, die den Eingang einer Ehe zum Ziel hatte.⁴¹ Das offizielle Eheversprechen erfolgte einige Zeit vor der Hochzeit. Nach kirchlicher Lehre beinhaltete es die Belehrung

³⁹ Vgl. dazu *Mesmer* (wie Anm. 22), S. 14 f.

⁴⁰ Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 2. – Freiburg i. B., 1959, Bd. 2, Sp. 659 f.

⁴¹ Diesbezüglich beinhaltet das Lexikon für Kirche und Theologie (wie Anm. 40) einen Widerspruch: Einerseits gilt das Eheversprechen als Vertrag, der beide Partner verpflichtet (Bd. 3, Sp. 711), anderseits begründet das Eheversprechen – expressis verbis auch das formell geschlossene – kein Klagerecht auf Eingehung der Ehe und verpflichtet nicht unter Sünde zur Eheschliessung (Bd. 2, Sp. 660).

durch den Priester bzw. den Pfarrer sowie in katholischen Gebieten den pries-terlichen Segen, der über die Brautleute ausgesprochen wurde. Das Brautpaar galt von nun an vor allen anderen Leuten für verlobt.⁴² Seit den Beschlüssen des Konzils von Trient zum Eherecht (1563) wurde die bevorstehende Heirat nach diesem Eheversprechen vor dem Priester an den drei darauffolgenden Sonn- und Feiertagen von der Kanzel verkündet.⁴³ Augustin und Josephine liessen sich am Dienstag nach Pfingsten (den 12. Juni) 1832 einsegeln.⁴⁴ Die verbliebene Zeit bis zur Trauung galt der letzten gegenseitigen, aber auch der eigenen per-sönlichen Prüfung im Hinblick auf die Ehe.

Augustin und Josephine brachten im Brautstand alle hier dargelegten Fra- gen aufs Tapet. Sie setzten sich mit der Rollenteilung auseinander, diskutierten über die Bildung der Frau, befragten einander über ihre Ansichten zu Treue, Eifersucht und Würde, stritten über gegenseitiges Vertrauen und dessen Folgen im Alltag, besprachen finanzielle Angelegenheiten, sorgten sich stets auch um die Gesundheit. Meinungsverschiedenheiten in religiösen Dingen brachten ihre Bekanntschaft beinahe zum Scheitern. In diesem Artikel können nicht alle Pro-bleme, die in der Korrespondenz der beiden zur Sprache kamen, berücksichtigt werden. Es werden diejenigen in den Vordergrund gestellt, die die verschiedenen Facetten der Beziehung am besten wiedergeben, die aufzeigen, wie das Paar sich zu den gesellschaftlich und rechtlich definierten Rollenbildern äusserte, welche Rolle insbesondere in ihrer Beziehung die Religion spielte.

2. Augustins und Josephines Verlöbnis – Kurzer Abriss

Augustin Keller und Josephine Pfeiffer lebten vier Jahre im selben Haus- holt. Wie der Korrespondenz der beiden zu entnehmen ist, wurde Josephine von ihren Eltern gut behütet. Sitten- und Anstandsregeln wurden streng eingehalten. Im pfeifferschen Haushalt gab es nur wenige, kurze Augenblicke, in denen sich das Paar alleine sprechen konnte. Es kam vor, dass zehn Personen zur selben Zeit in dem Haus lebten, wie Josephine in einem ihrer Briefe berichtete.⁴⁵ Da herrschte ein ständiges Ein und Aus der Bewohner sowie der verschiedensten Besucher, die zahlreich erschienen und sich wieder entfernten. Die Frauen hatten in und rund um das Haus jede ihre Arbeiten zugeteilt. So trafen sich die Familienmitglieder oft nur zu den Mahlzeiten:

⁴² Weber-Kellermann (wie Anm. 35), S. 80.

⁴³ Burguière, André. – Geschichte der Familie, Bd. 3. – Frankfurt, New York, 1997, S. 124; Hauser (wie Anm. 36), S. 416.

⁴⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 101 (II), 15. Juni 1832.

⁴⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 15, 21. September 1829.

«An Werktagen ist jeder mit seiner Arbeit beschäftigt, so dass wir uns nur beim Essen sehen u[nd] nach dem Nachtessen eine Stunde verplaudert wird.»⁴⁶

Trotzdem fanden Josephine und Augustin im Frühling 1826 eine Gelegenheit, einander ihre Liebe einzugestehen. Darauf deuten Anspielungen in ihrer Korrespondenz hin. So feierten sie den Weissen Sonntag 1832 als Rosalientag, auf den im Kalender kein Kreuz, sondern Josephine ein frischer Rosenkranz auf die Lebensbahn fallen sollte.⁴⁷ Zu erfahren ist auch, dass dieses Liebesgeständnis bereits mit einem Eheversprechen verbunden war. Es handelte sich dabei also um Josephines und Augustins persönliches, heimliches Verlöbnis.

Verständlich erscheint die heimliche Verlobung bei der Betrachtung der näheren Umstände, unter denen sie geschah. Da sowohl Augustin als auch Josephine mit ihren 21 Jahren noch nicht volljährig waren,⁴⁸ hätten sie für eine feste Verbindung die Einwilligung ihrer Eltern gebraucht. Ohne Augustins berufliche und finanzielle Absicherung bestand jedoch keine Aussicht, sie zu erhalten.⁴⁹ Als Augustin sich in Josephine verliebte, geriet er deshalb in einen Konflikt: Er wusste, dass er Josephine seiner beruflichen Ausbildung wegen bald

⁴⁶ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 11, Weihnachtsabend 1828, S. 2/Spalte 1.

⁴⁷ Augustin Keller an Josephine Pfeiffer, 13. November 1831. – StAAG, Nachlass Augustin Keller, NL.A 095/002, Briefe an seine Frau, Fasz. 89.

Der *Weisse Sonntag* ist der Sonntag nach Ostern. Er schliesst im katholischen Kirchenjahr die Osterwoche ab. Seinen Namen verdankt der Tag den weissen Gewändern der Neugetauften, nach denen einst die ganze Osterwoche benannt war (*Weisser Sonntag* = dominica post albas) und die am Samstag nach Ostern abgelegt wurden. Der *Weisse Sonntag* folgte auf diesen Abschluss der als Taufoktag begangenen Osterwoche. Mit dem Schwinden der Erwachsenentaufe trat das Taufmotiv zugunsten des Auferstehungsthemas zurück, und der *Weisse Sonntag* wurde in die Oktav einbezogen. Im 17. Jh. wurde die Erstkommunion der Kinder eingeführt. Da die Kommunionstage der Erwachsenen (Karfreitag – Ostern) dafür ungeeignet schienen, wurde der *Weisse Sonntag* als fester Feiertag dazu auserwählt. – Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche (wie Anm. 40), Bd. 10, Sp. 1012 f.) – 1832 fiel der *Weisse Sonntag* auf den 29. April.

⁴⁸ Gemäss der Restaurationsverfassung erreichten die Aargauer ihr aktives Bürgerrecht erst im Alter von 25 Jahren (Halder, Nold. – Geschichte des Kantons Aargau, Bd. 1. – Baden, 1978, S. 242); in der Verfassung von 1831 wurde es auf 24 Jahre herabgesetzt (Staehelin, Heinrich. – Geschichte des Kantons Aargau, Bd. 2. – Baden, 1978, S. 37).

⁴⁹ Wie viel Josephines Vater daran lag, seine Tochter in materiell gesicherten Verhältnissen zu wissen, lässt sich an dessen späterer Reaktion auf das Verlöbnis und auf Augustins Fortschritte im Studium erkennen: Vater Pfeiffer akzeptierte Augustin erst, als dieser ihm von seinem gewonnenen Preisausschreiben an der Universität berichtete. – Die materielle Absicherung der Brautleute und die berufliche Ausbildung des Ehemannes waren auch im Kanton Aargau wichtig. Das lässt sich unter anderem am durchschnittlichen Heiratsalter ablesen: In wirtschaftlich guten wie schlechten Zeiten lag das durchschnittliche Heiratsalter der Aargauer noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über 25 Jahren – bei den Männern zeitweise sogar bei 31 Jahren, bei den Frauen bei 29 Jahren. – Vgl. Staehelin (wie Anm. 48), S. 157.

für einige Jahre nicht mehr sehen würde. Bevor er abreiste, wollte er sein Verhältnis zu ihr absichern und nahm ihr daher wohl das Treueversprechen ab.⁵⁰

Augustin und Josephine wussten zu jenem Zeitpunkt nur soviel voneinander, als für den Alltag in der Familie Pfeiffer notwendig war. Sie kannten gewisse Vorlieben und Abneigungen, hatten etwas wenig in den abendlichen Gesprächen und sonntäglichen Spielrunden der Hausbewohner voneinander erfahren, wussten aber nichts von den innersten Gedanken und Gefühlen, die sie bewegten, und kannten ihre Einstellungen zu wichtigen Lebensbereichen nicht. Mit ihrer Liebeserklärung begann die eigentliche Bekanntschaft erst. Im Verlaufe ihrer Verlobungszeit durchlebten sie gemeinsam Krisen und Höhepunkte.

Wenige Monate nach ihrem Verlöbnis – an Silvester 1826 – reiste Augustin für sein Studium nach Breslau. Ein reger Briefwechsel zwischen ihm und Josephine begann. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass wir die Entwicklung ihrer Beziehung mitverfolgen können. Josephine musste sich in dieser Zeit gegenüber Augustin ihre eigene Stellung schaffen und sie behaupten. Augustin seinerseits lernte Josephine achten. – Die Trennung wurde von zwei tragischen Ereignissen unterbrochen: Im Spätsommer 1829 starb Augustins Vater, im Frühling darauf völlig unerwartet Josephines Mutter.

Nach Augustins Rückkehr von Breslau konnten er und Josephine sich nun öfter sehen. So änderte sich der Inhalt ihrer Briefe. Ihre Schreiben galten nun vorwiegend alltäglichen Dingen, die heutzutage telefonisch erledigt werden, wie z.B. der Besorgung und dem Austausch verschiedener Gebrauchsartikel, der Vereinbarung von Besuchen und Treffpunkten, sie beinhalteten aber auch Berichte über politische Ereignisse. Augustin sah sich in dieser Zeit auch nach einem geeigneten Wirkungskreis um.

Genau ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Breslau, im November 1831, trat Augustin in Luzern die Stelle eines Kantonsschullehrers an und zog damit wieder weiter von Josephine weg. Nun endlich konnten er und Josephine ihre Heirat ernsthaft ins Auge fassen und konkrete Pläne für ihre gemeinsame Zukunft schmieden. Die grösser gewordene räumliche Distanz zwischen ihnen bewirkte jedoch, dass sie dazu notwendige wichtige Angelegenheiten erneut auf schriftlichem Weg besprechen mussten. Nun folgten die ernsthaftesten Auseinandersetzungen ihrer Verlobungszeit.

Nachdem die wichtigsten Punkte ihrer Beziehung geklärt waren, trafen sich Augustin und Josephine mit ihrem Traupriester zum Brautgespräch. Die letzten Wochen vor ihrer Heirat galten der Bereinigung einiger letzter Unklarheiten

⁵⁰ Albert Tanner gibt in seiner Habilitationsschrift ein ähnliches Beispiel wieder: Hier fragte der 19-jährige Bräutigam vor seiner Abreise zum Studium ins Ausland die Eltern um Erlaubnis, sich mit seiner 18-jährigen Auserwählten zu verloben. Während seine Eltern ihm ihre Einwilligung erteilten, verweigerten ihm die Eltern des Mädchens die Zustimmung, ja untersagten ihrer Tochter jeden weiteren Kontakt zu ihrem Verehrer. – Vgl. *Tanner* (wie Anm. 32), S. 187.

zwischen ihnen. Die grössten Unstimmigkeiten hatten sie jedoch bereits überwunden. Josephine und Augustin kannten einander bis ins Innerste, als sie am 31. Juli 1832 in Luzern schliesslich vor den Traualtar traten.

3. Josephines und Augustins erste Probe

Eine erste Probe hatten Josephine und Augustin bereits wenige Monate nach ihrem gegenseitigen Liebesgeständnis zu bestehen. Sie wurde für ihre Beziehung und spätere Ehe von grundlegender Bedeutung.

Augustin wurde kurz vor seinem Schulabschluss im Sommer 1826 in den zu jener Zeit in Aarau herrschenden Streit zwischen Lehrverein und Kantonschule⁵¹ einbezogen.⁵² Er hatte anlässlich der Abschiedsfeier am Lehrverein ein Kommerslied verfasst, in dem die Lehrer der Kantonsschule nicht gut abschnitten.⁵³ Deshalb wurde ihm und seinen Kameraden ein viertägiger Hausarrest aufgebrummt. Ausserdem trug ihm die Angelegenheit einen Vermerk ins Abgangszeugnis der Kantonsschule ein.⁵⁴

Die Affäre erschütterte Josephine. Sie drückte Augustin in zwei heimlich geschriebenen Briefen ihre Anteilnahme aus, stand rückhaltlos hinter ihm und empfand seine Bestrafung als Ungerechtigkeit.⁵⁵ Sie ermahnte Augustin aber auch, seinen Widersachern zu vergeben und forderte ihn auf, alles Schöne und Gute, das ihm begegne, in sich aufzunehmen und stets zu bewahren, «um es dereinst kräftig auszuüben»; denn der Gedanke an die guten Menschen würde helfen, die schlechtern zu ertragen, ihnen zu verzeihen: «Was kann zur Duldung, zum Verzeihen der schlechtern Menschen mehr beitragen, als der Gedanke an die Guten, Edlen, die wir kennen?»⁵⁶ Doch Augustin war in seinem Stolz und Ehrgefühl zu tief verletzt, um ihr nachzugeben.⁵⁷ Um jeden weiteren Widerspruch ihrerseits zu ersticken, wies er sie mit den Worten zurecht: «Übrigens [...] hierin hat nur der Mann zu rechten.»⁵⁸ Damit liess sich Josephine nicht in die Schranken weisen. «[...] nenne mich nicht vorwitzig u[nd] eigensinnig, wenn ich sage: auch der Frauen Rath u[nd] Meinung soll man nie verachten»,⁵⁹ schrieb sie. Augustin sollte sich auch in Momenten der Trauer, des Zorns und

⁵¹ Näheres zum Streit vgl. *Leimgruber* (wie Anm. 1), S. 45 f. u. S. 92 ff.; *Staelin* (wie Anm. 48), S. 370.

⁵² *Leimgruber* (wie Anm. 1), S. 45 f.

⁵³ Dieses Kommerslied ist nicht erhalten geblieben.

⁵⁴ *Keller*, Arnold (wie Anm. 1), S. 27.

⁵⁵ STAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 2*, undatiert.

⁵⁶ STAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 1, 27. Merz 1827, S. 1.

⁵⁷ STAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 8, 3. May 1827, S. 2/Spalte 1.

⁵⁸ ebda., S. 2/Spalte 2.

⁵⁹ STAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S.1/Spalte 2.

der Enttäuschung an das Gute halten – die positiven Eindrücke neben den negativen nicht vergessen:

«So ha-n-i denkt es wurdì wohl nüt schade, der zuzspreche das Gute u[nd] Schöne wo d'g'seiest treu zu bewahren, da es ja fast in jedes Menschen Natur isch, zum Guten schnell aufgelegt, voll der besten Vorsätze, dennoch oft durch die viele Kraftanstrengung, durch entgegenwirkende Verhältnisse, durch das Gefühl der eignen Schwäche von der kräftigen Ausführung, so auf Momente wenigstens wankend zu werden.»⁶⁰

Wie verärgert sie war, beweist die Tatsache, dass Josephine an dieser Textstelle mitten in einem Mundartbrief in schriftdeutsche Sprache wechselte. Für sie war die Sache erledigt und sie war es leid, auf diese «dummen, alten Geschichten» zurückkommen zu müssen. Augustin gegenüber beendete sie die Angelegenheit abrupt mit den Worten:

«Doch wie bin ich so kindisch u[nd] ereifere mich da der dummen, alten Geschichten wegen u[nd] habe ohne zu wissen u[nd] zu wollen die Sprache geändert; ich bin nun recht ärgerlich auf mich selbst, mag heute nun nichts weiter schreiben.»⁶¹

Augustin lenkte schliesslich ein und anerbot sich, über «den verlangten Aarauer-Frieden» nun «folgsam» fortan zu schweigen.⁶² Der Streit über den Vorfall mit dem Kommerslied kam danach nie mehr zur Sprache. Augustin blieb Josephine für ihre feste Haltung ihm gegenüber dankbar. Sie beeindruckte ihn und durch sie fand er aus seinen Hassgefühlen heraus, die sein Leben nach dem Vorfall mit dem Kommerslied überschatteten. In einem persönlich an sie gerichteten Brief bedankte er sich einige Zeit später mit den Worten:

«Wohl hat deine schöne Liebe mich einst von einem wahnsinnigen Widerspruch [err]ettet, nämlich das Vaterland zu lieben u[nd] die Menschheit zu hassen – wohl hast mit goldenem Morgen mir einen neuen, schönen Tag ins düstere Herz gerufen – wohl des Lebens moralischem Recht in [der] geheimnisvollen Jünglingsbrust ein festes Ziel u[nd] eine höhere Weihe gegeben u[nd] mich durch [dei]ne unendliche Liebe mit dem Leben u[nd] der Menschheit friedlich versöhnt, mir endlich durch dein [fe]stes, liebendes Herz, das Paradies der Jugend, den Himmel irdischen Daseins aufgeschlossen. – Dafür, [te]ure Seele, kann dir der beschränkte Jüngling, dir dein Augustin, der so vieles will u[nd] so wenig vermag, nichts [bi]eten, als ein stumm dankbares, treu, ewigtreuliebendes Herz.»⁶³

⁶⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 1/Spalte 2
⁶¹ ebda., S. 2/Spalte 1.

⁶² StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 9, 29. August 1827, S.1 / Spalte 2.

⁶³ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 26, undatiert, ein «Entre-nous», S. 1.

Gegenüber dem Ehepaar Ruepp nannte er im Frühling 1830 Josephine den «Schutzengel meines Jugendlebens»:

«Ich bin seit meiner Abwesenheit dieser reinen Seele, diesem tiefen, frommen Gemüthe so unendlich gut geworden, dass ich mit meinem wissenschaftlichen Streben täglich diesen als den höchsten meiner Wünsche verbinde u[nd] zum Himmel sende, dass mich die Vorsehung einst in den Stand setzen möge, diesem eigentlichen Schutzengel meines Jugendlebens das verdiente, schönste Erdenglück bereiten u[nd] sichern zu können.»⁶⁴

Was Augustin meinte, als er gegenüber Josephine von einem «festen Ziel» und «einer höheren Weihe» sprach, die sie dem «moralischen Recht» seines Lebens gegeben hatte, kann nur erahnt werden. Eine Andeutung davon gibt vielleicht die Pädagogikvorlesung, die Augustin Jahre später (1841/42) am Lehrerseminar in Wettingen hielt: Darin führte er aus, dass ein Sinn für alles Schöne einen Schutz gegen zahlreiche Verirrungen im Leben bildete sowie den Schlüssel zu einem ehrbaren Lebenswandel darstellte:

«[...] auch bezüglich auf das Leben, auf die sittliche Haltung ist die Wirkung eines Schönheitsgefühls wichtig. Wer ein reines Gefühl für das Schöne besitzt, hat auch einen reizbaren Sinn für alles Wohlanständige, Ehrbare, und dieser Sinn ist im Leben ein mächtiger Schutzgeist gegen viele Verirrungen. Es wäre gut, jeder Jüngling, jede Jungfrau hätte dieses zarte Gefühl. Es steht dieser Schutzgeist neben der Tugend als ein ächter Schutzhalter. Wer nicht so ist, lebt liederlich und wird ein verachtungswürdiger Mensch sein.»⁶⁵

Der Zwischenfall mit dem Kommerslied steht für Josephines und Augustins Beziehung exemplarisch. Er zeigt, wie unversöhnlich sich Augustin gegenüber denjenigen verhielt, die ihn einmal verletzt hatten und wie kompromisslos und unerbittlich er gegen seine Widersacher auftrat. Josephine kam durch diesen Vorfall zum ersten Mal in eine Situation, in der sie nicht in allen Punkten mit ihrem Verlobten einig ging. Gemäss den Erziehungsidealen ihrer Zeit hätte sie eigentlich stille halten, friedfertig bleiben sollen. Trotzdem wurde den Frauen das Recht sich zur Wehr zu setzen nicht abgesprochen. Im bürgerlichen Idealbild war die Ehefrau für Seele und Gemüt zuständig, verkörperte Reinheit und Unschuld. Sie war Hüterin der Moral.⁶⁶ Zahlreiche Frauen wussten dies zu nutzen und «erzogen» ihre Ehemänner in diesem Sinne. In einigen Brevieren wurden bürgerliche Frauen auch in der Erteilung von Ratschlägen an ihre Ehe-

⁶⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 33, 15. Mai 1830. – Brief an das Ehepaar Ruepp in Josephine Pfeiffers Korrespondenz enthalten.

⁶⁵ Keller, Augustin (wie Anm. 1), S. 114.

⁶⁶ Hauser (wie Anm. 36), S. 226 f.

männer unterwiesen. So wurden sie ermahnt, ihren Ehemännern gegenüber weder belehrend noch befehlend gegenüberzutreten, nie geistige Überlegenheit zu zeigen und für Empfehlungen den richtigen Augenblick abzuwarten, um den Ehemann nicht zu erbosern.⁶⁷

Josephine hatte Augustin sanft, aber bestimmt zurechtgewiesen. Sie tat es vorsichtig, sich mit der Bitte «nenne mich nicht vorwitzig u[nd] eigensinnig» vorstastend. Die Abfertigung, in gewissen Dingen hätte nur der Mann zu rechten, liess sie nicht gelten. Augustin musste lernen sich mit Josephine auseinanderzusetzen, mit ihr zu streiten. Sie verlangte das Gespräch und nahm keine Ausflüchte an, die die Auseinandersetzung abrupt abbrachen, Meinungsverschiedenheiten im Raum stehen liessen oder unterdrückten. Augustin hörte schliesslich auf Josephine und machte sich Gedanken zu ihren Äusserungen.

Die Bekanntschaft zwischen Augustin und Josephine war nicht nur äussere Vorbereitung auf die künftige Ehe, wie sie von der katholischen Kirche, der Familie und Gesellschaft in den oben erwähnten Punkten verlangt wurde. Augustin und Josephine hatten sich ihre Positionen innerhalb ihrer eigenen Beziehung erst zu erarbeiten.

⁶⁷ Hauser (wie Anm. 36), S. 227.

III. «Offener Weltschauplatz» – «häuslicher Wirkungskreis»

Die meisten Auseinandersetzungen zwischen Josephine und Augustin ergaben sich aus ihrem Alltag. Dabei spielten charakterliche Unterschiede eine entscheidende Rolle. Augustins und Josephines Reaktionen waren in manchen Situationen unterschiedlich. Missverständnisse und gegenseitige Kränkungen kamen häufig vor.

Für die Bewältigung des Alltags war einerseits die von der Gesellschaft vorgegebene Rollenverteilung massgebend, aber auch die Stellung innerhalb der Partnerschaft, die die beiden Beteiligten einnahmen und einander zuerkannten. Es ging dabei um Selbstbehauptung und Persönlichkeitsfindung. Die Brautleute mussten einander nicht nur kennen, sondern vor allen Dingen auch ihre We-sensunterschiede akzeptieren lernen. Inwieweit für die Vorstellungen einer Ehegemeinschaft die Kindheit der Brautleute massgebend war, kann nicht festgestellt werden. Sowohl Josephine als auch Augustin waren in Familien mit traditionellen Strukturen aufgewachsen, d.h. die Mutter hatte den häuslichen Bereich inne, der Vater als Ernährer der Familie denjenigen ausserhalb des Hauses. Auf dem Lande, wo Augustin aufgewachsen war, gestaltete sich das Familienleben in der Regel jedoch anders als in der Stadt, wo Josephine gross geworden war. In *Augustins* Elternhaus war die ganze Familie in die Arbeit auf dem Hof eingebunden. Es war selbstverständlich, dass die Kinder von frühester Jugend an auf den Feldern mitarbeiteten. Zwischen Bauer und Bäuerin gab es eine Arbeitsteilung. Der Bauer war für die Feldarbeiten und die Viehhaltung verantwortlich, seine Frau war stärker ans Haus gebunden. So besorgte sie alle landwirtschaftlichen Arbeiten rund ums Haus herum (Anbau von Flachs, Hanf usw.), erledigte die Gartenarbeiten für die Selbstversorgung und sah zum Kleinvieh. Gab es Überschüsse, verkaufte sie einige der Produkte auf dem Markt. Mit geschicktem Handeln konnte sie auch zur Wahrung oder Vermehrung des Hausstandes beitragen.⁶⁸ So mähte Augustin im Sommer 1831 auf dem Hof seiner Eltern zusammen mit seinen beiden Brüdern und dem Schulmeister das Gras. Eine Mitarbeit der Frauen erwähnte er in diesem Zusammenhang nicht.⁶⁹ Seine Mutter und Schwestern pflanzten dagegen das Gemüse für die Familie an.⁷⁰ Augustins Mutter spann auch und ging auf den Markt, um mit

⁶⁸ *Joris* (wie Anm. 19), S. 62.

⁶⁹ STAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 67, 3. Sonntag nach Pfingsten (12. Juni) 1831.

⁷⁰ STAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 72, Sonnabend vor Trinitatis (28. Mai) 1831, S. 1 f.: Augustins Mutter und seine Schwestern baten Josephine um Kohlrabi- und Blumenkohlsetzlinge aus dem eigenen oder eines Nachbarn Garten.

ebda., Fasz. 108, 9. May 1832, S. 2: Frau Keller berechnete für die Bepflanzung des Gemüsegartens auch den zukünftigen Haushalt von Josephine und Augustin mit ein.

Handeln einen kleinen Zugewinn zu beschaffen. Augustin beschrieb sie als «eine durch rastlose Tätigkeit und Ordnungsliebe wahrhaft ausgezeichnete Frau».⁷¹ Über Augustins Vater ist nichts zu vernehmen, als dass er «ein arbeitsamer, friedliebender und rechtschaffener Landmann» war.⁷² Doch der Vater hatte die Entscheidungsbefugnis auf dem Hof inne. Sie ging nach seinem Ableben auf seinen ältesten Sohn, Augustin, über: Augustin versprach nach dem Verlust des Vaters, seiner Familie stets mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, und leitete gleich Massnahmen zur besseren Rentabilität des Hofes ein.⁷³ Bezeichnenderweise teilte er seine Überlegungen dazu nicht seiner Mutter oder Lisette Ruepp mit, die Augustin gefühlsmässig sonst am nächsten stand, sondern Dr. Ruepp.

Josephine wuchs in städtischer Umgebung in einer bürgerlichen Familie auf. Die Ideale, die ihre Eltern bei ihrer Erziehung verfolgten, wurden in ihrem Porträt erläutert. Sie entsprachen ganz dem Zeitgeist. Die Arbeitsbereiche von Mutter und Vater waren vollständig voneinander getrennt. Josephines Mutter war für den häuslichen Bereich zuständig, ihr Vater sorgte als Lehrer ausserhalb des Hauses für den Lebensunterhalt. Die Entscheidungskompetenz lag auch hier beim Mann als dem Hausvorstand. Pfeiffer lebte ganz in seiner Musikwissenschaft und hatte zahlreiche Amtspflichten zu erfüllen, war aber in alltäglichen Dingen unbeholfen. Seine Frau erweiterte ihren Tätigkeitsbereich durch verschiedene zusätzliche Arbeiten, die der Sicherung des Wohlstandes dienten. Sie besorgte einen Garten, spinn und strickte für die Selbstversorgung. Die mit der Aufnahme von Kostgängern verbundenen zusätzlichen Aufgaben waren zeitraubend und mit grosser Anstrengung verbunden. Dabei wäre zum Beispiel an die Mehrarbeiten beim Kochen und Backen, beim Anbau von Obst und Gemüse im Garten⁷⁴ und an die damit verbundenen Konservierungsarbeiten, an die zusätzlichen Wasch- und Putzarbeiten, sowie an die mit der Pflege und Erziehung der verschiedenen aufgenommenen Schulkinder verbundenen Tätigkeiten zu denken. Auf Neujahr 1828 bezog die Familie Pfeiffer ein grösseres Haus, um mehr Pensionäre aufzunehmen und eine Dienstmagd anstellen zu können.⁷⁵ Eine grosse Rolle spielte in diesem Haushalt die Kommunikationsfähigkeit. Wo so verschiedene Charaktere wie bei Pfeiffers zusammentrafen, mussten Lösungen gefunden werden, die halfen, miteinander auszukommen,

⁷¹ Keller, Arnold (wie Anm. 1), S. 7.

⁷² ebda.

⁷³ Augustin Keller an Dr. Ruepp, 26. Oktober (ohne Jahresangabe). – StAAG, Nachlass Augustin Keller, NL.A 095/002, Briefe an seine Frau, Fasz. 27, S. 1 ff.: Augustin überlegte, welche Äcker am unrentabelsten waren und verkauft werden sollten.

⁷⁴ In Lenzburg erhielt Pfeiffer zur Entlohnung neben freier Wohnung im Schulhaus, Bürgerholz, 6 Mütt Kernen, 3 Mütt Roggen und 3 Saum Wein Pflanzland zugeteilt. – Vgl. Keller, Jakob (wie Anm. 9), S. 86.

⁷⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 4, Augustinus (28. August 1827, S. 7.

sich gegenseitig zu ertragen. Konflikte konnten nicht immer vermieden werden, wie Josephine in einem ihrer Briefe mitteilte.⁷⁶ Bezeichnenderweise hielt sie im selben Schreiben mangelnde Abwechslung und Ablenkung ausserhalb des Hauses für einen der Hauptgründe dafür, dass sich ihre Mutter einmal darüber ausserordentlich stark aufregte.⁷⁷

Obwohl Augustin auf dem Land in einer Bauernfamilie gross wurde und Josephine in städtischer Umgebung in einer Bürgerfamilie aufwuchs, wiesen die Lebensformen hier wie dort unter dem Aspekt der Aufgabenteilung der Eltern betrachtet, nicht grosse Unterschiede auf. Beide mussten sie auch von Kindsbeinen an zum Lebensunterhalt beitragen helfen. Der grosse pfeiffersche Haushalt bedingte eine straffe Organisation, Ordnung und grosses Durchsetzungsvermögen. Josephine war es von ihrer Mutter gewohnt, Entscheidungen im Haus durchzusetzen und in beschränktem Rahmen auch über den häuslichen Bereich hinaus zu verhandeln, wenn es etwa um die Rechnungstellung an die Kostgänger ging. Für grössere Anschaffungen, die mit einem Vertrag besiegelt werden mussten, war auch in ihrem Heim ihr Vater letzte Entscheidungsinstanz. Ähnlich entschied in Augustins Heim die Mutter im Bereich des Hauses und der Erziehung der Kinder. Doch war sie in allen wichtigen ausserhäuslichen Entscheiden wie zum Beispiel beim Verkauf von Land zurückgebunden.

Unterschiedliche Erfahrungen machten die beiden im gesellschaftlichen Bereich. Augustin und seine Familie kamen auf dem Lande fast ausschliesslich mit Leuten aus der eigenen Verwandtschaft, der Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft in Kontakt,⁷⁸ während Josephine in ihrem gastfreundlichen Elternhaus von Kindsbeinen an mit den unterschiedlichsten Persönlichkeiten in Berührung kam, die nicht nur aus dem engeren Umkreis stammten, sondern aus den verschiedensten Landesgegenden kamen und ihr zum Teil auch völlig fremd waren. Diese Gäste brachten nicht nur Arbeit ins Haus, sondern auch Abwechslung und Gespräche über Themen, die sonst unberührt geblieben wären. Im Hause Pfeiffer wurde viel erzählt und diskutiert. Ausserdem griff die Politik bis in die Familie hinein; einerseits weil Pfeiffer Lehrer und Rektor an der Kantonschule war, die damals einen unerbittlichen politischen wie persönlichen Streit mit dem Lehrverein und um ihre Stellung ausfocht; anderseits weil zahlreiche

⁷⁶ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 21, Pfingsttag (30. Mai) 1830, S. 2/Spalte 1: Frau Pfeiffer erzählte Troxler bei ihrer Erkrankung, dass sie in ihrer 25-jährigen Ehe nicht so viel Ärger gehabt hätte wie im vergangenen Winter. Wie aus Josephines weiterer Erzählung ersichtlich wird, bezog sich dieser Ärger auf zwei Untermieter sowie auf die Magd. ebda.

⁷⁷ Sowohl aus seinem bei Arnold Keller (wie Anm. 1) zitierten Lebenslauf wie aus seiner Korrespondenz mit Josephine wird ersichtlich, dass Frau Keller wohl zu Hause Besuche empfing, selber aber selten unter die Leute ging. Auch die in den Briefen erwähnten Besucher stammten aus dem Familienkreis und der Nachbarschaft. Auswärtigen Besuchern begegnete Augustin im Doktorhaus von Alois und Lisette Ruepp.

Freunde und Bekannte Politiker waren, und bei ihren Besuchen und längeren Aufenthalten im Hause Pfeiffer rege über die Zeitgeschehnisse diskutiert wurde. Von diesen Gesprächen wurden die Frauen nicht ausgeschlossen, wie Josephines Briefe dokumentieren. So erzählte Josephine im Zusammenhang mit der Kunde eines Todesfalls 1831, dass sie mit dem Verstorbenen noch einige Tage zuvor über den Aufstand in Polen gesprochen hatte.⁷⁹

Diese Vorgaben brachten Josephine und Augustin in ihre Bekanntschaft mit ein. Sie können keine schlüssige Erklärung für ihre Reaktionen in bestimmten Situationen geben. Andere Faktoren waren dafür ebenso ausschlaggebend wie die schulische Bildung und der Einfluss von einzelnen Lehrern und Professoren, oder die religiöse Erziehung. Sie geben jedoch einige Hinweise darauf, was die beiden voneinander erwarteten und wie sie ihre eigene sowie die Rolle des anderen in ihrer Beziehung definierten.

Ob sich das Brautpaar auch anhand von Lektüre auf ihre Ehe vorbereitete, wird aus seiner Korrespondenz nur indirekt ersichtlich. Augustin äusserte seine Meinung zu Lebensbrevieren bei anderer Gelegenheit deutlich: «Wer aus einem Komplimentirbuche Lebensart lernt, den stell' ich nicht höher als einen Papagey, ein Plaisirhündchen, einen Affen in Europäischer Jacke.»⁸⁰ Auf eigene Erfahrung im Umgang mit Menschen legte Augustin weit mehr Gewicht als auf niedergeschriebene Ratschläge. Josephine erwähnt ihre Lektüre nur selten. Wie zahlreiche junge Damen ihrer Zeit las sie Jean Paul und zitierte einmal im Zusammenhang mit ihrem künftigen Eheleben ihn anstelle eines Breviers.⁸¹ Wichtig waren für sie jedoch auch eigene Beobachtungen im Bekanntenkreis.

Trotzdem veranschaulicht Augustins und Josephines Korrespondenz eindrücklich, welchen Stellenwert die bürgerlichen Vorstellungen der Geschlechterteilung bei Brautpaaren einnahmen, wie wichtig einem jungen Ehemann die genannten Ansprüche an seine Ehefrau waren und wie stark die gesellschaftlichen Leitbilder von jungen Frauen im 19. Jahrhundert rezipiert wurden.

Weder Augustin noch Josephine zweifelten die äussere Form ihrer zukünftigen Ehe an. Dafür bestand objektiv betrachtet auch kein Anlass. Beide waren in ihrer Erziehung auf ihre rechtlich und gesellschaftlich festgelegten Rollen vorbereitet worden, hatten in ihrer Kindheit keine andere Familienstruktur als diejenige der strikten Rollenteilung zwischen Mann und Frau kennengelernt. Doch sowohl Josephine wie Augustin bezogen neben der äusseren Form ihrer Ehe weitere Kriterien in ihre Überlegungen ein. Sie teilten einander ihre An-

⁷⁹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 66, 24. Herbstmonat 1831, S. 3.

⁸⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 25, in der hl. Charwoche (13.–18. April) 1829, S. 2.

⁸¹ StAAG NLA 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 16, 8. Christmonat 1829, S. 1/ Spalte 2.

sichten über die ihnen zugesetzten Rollen mit, erkundeten gegenseitig ihre Meinungen zu den ihnen zugewiesenen Aufgaben, betrachteten sie von allen Seiten, sannen über die Voraussetzungen nach, die er beziehungsweise sie zu deren Erfüllung mitbringen sollte. Sie führten also von Zeit zu Zeit eine Art Bewerbungsgespräch. Anhand einiger Beispiele werden im Folgenden die Ansprüche skizziert, die Josephine und Augustin hinsichtlich ihrer gemeinsamen Zukunft aneinander und an sich selber stellten. Sie sollten für die Bewältigung des Alltags von Bedeutung sein.

1. Die Rollenteilung und gegenseitige Erwartungen

Josephines und Augustins Gedankenaustausch über die Stellungen, die sie in ihrem Leben einnahmen, fand stets vor dem Hintergrund der von Recht, Moral und Sitte vorgegebenen Anforderungsprofilen an die Ehefrau beziehungsweise den Ehemann statt. Ihre Vorstellungen über Ehe und Familie gruppierten sich stets darum herum, wirkten ergänzend, nie aber in Zweifel stellend.

Augustins Erwartungen an seine Ehefrau

Josephine war am Anfang ihrer Beziehung zu Augustin davon überzeugt, dass die Frau einzig im *Bereich des Hauses* Zufriedenheit fand und dort in ihren Aufgaben aufging:

«[...] u was chönnen wir Frauen wohl für schöneri, reineri Freude g'niesse als die, wo mer im hülsliche Kreis, i der schöne Natur, in euse Fründe u eus selbst finden? mir ist all dieses, so wie der Sinn dafür richlich beschieden, darum bin i au still u fründli, heisse mich glücklich u trachte mine Fründe das d'si, was sie mir sind.»⁸²

Augustin legte grossen Wert auf *Aufopferungsbereitschaft* und schätzte diesbezügliche Anzeichen an Josephine. Als sie ihm vor seiner Abreise ihre letzten eigenen Ersparnisse schickte, nahm er sie dankbar als seinen «Nothpfenning» an: «Er soll mir ein Beweis deiner bereitwilligen Aufopferung sein.»⁸³

Dass *steter Frohmut, Fleiss und Fürsorge* zu unabdingbaren Attributen einer jeden bürgerlichen Hausfrau gehören sollten, wurde bereits erwähnt. Auch Augustin schätzte Fröhlichkeit und Unbekümmertheit. «Frisch» und «rüstig» sollte Josephine als Hausfrau sein. Er fügte ihr auch das Adjektiv «edel» bei.⁸⁴

⁸² StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 3/Sp. 1.

⁸³ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 4, Weihnachten 1826.

⁸⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 91, am Sankt-Silvestertag 1831.

Er freute sich darauf, sie als «heitere Gefährtin und sorgliche junge Hausfrau»⁸⁵ bei sich zu haben. Hocherfreut stellte er nach seiner Rückkehr aus Breslau fest, dass Josephine selbst an so anstrengenden Tagen wie denjenigen der grossen Wäsche bei guter Laune blieb und Zeit für ihn fand. Übermütig scherzte er, er hoffe, ihr Frohmut wirke nicht nur aus der Distanz:

«Trotz deiner Waschwoche, meine Liebe, bist du dennoch gegen allen weiblichen Brauch so herrlicher Laune u[nd] vortrefflicher Besinnung, dass du nicht bloss meine Papiere mir zu schicken nicht unterlässtest, sondern selbe sogar mit einem langen l[ieben] Briefe begleitest. Wenn du zur Zeit der Wäsche jedes Mal so gut gestimmt bist, so schlägst du zu meiner Freude aus aller Frauen Art – es wäre denn, dass du bei dergleichen Anlässen besser par distance als tête-à-tête zu sprechen bist. Das wäre gspässig!»⁸⁶

Auch Josephine stellte sich ihre künftige Rolle als Ehefrau vor, die ihren Mann versorgt und ermuntert, wenn er müde und von Sorgen geplagt von der Arbeit draussen nach Hause zurückkehrt:

«Ich mache mir Pläne u[nd] berechne zum voraus, [...] wie es mein ganzes Bestreben sein soll, dass dir in deinem häuslichen Leben recht wohl werde, dass du da dich recht glücklich fühlst, u[nd] für alle Mühe u[nd] Arbeit, für alle Lasten u[nd] Sorgen, die dir deine Berufspflichten auferlegen, hier einen Ersatz u[nd] Erholung findest. Möge Gott mich auch hierin segnen!»⁸⁷

Auch in Augustins Anschauung war die Ehefrau *Hüterin der Moral*. Diese Aufgabe bestand für sie nun darin, ihren Ehemann nicht zu belehren, sondern ihm seelisch beizustehen, indem sie ihn anhörte, wenn er bekümmert oder verärgert war, ihm seinen Übermut wenn nötig «zu Bewusstsein» brachte und ihm auf diese Weise half, seinen Ärger zu mässigen und in positive, sittliche Bahnen zu lenken:

«[...] wie wird sich die so oft beklommene Brust an deiner Seite erleichtern u[nd] erweitern, u[nd] von den Jünglingsstürmen ausruhend sich in mildere Gesinnung u[nd] sanftere Sitte auflösen. Denn dazu seid ihr Frauen so eingentl[ich] recht geschaffen, um den blinden Jugendmuth zum Bewusstsein zu bringen u[nd] dadurch in männliche Kraft umzuwandeln.»⁸⁸

Wie in Josephines Porträt dargestellt wurde, zeichnete neben Fürsorge und Friedfertigkeit *Verschwiegenheit* die bürgerliche Hausfrau und Ehefrau aus.

⁸⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 109, 21. Mai 1832, S. 2.

⁸⁶ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 39, 18.12.1830, S. 1.

⁸⁷ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 103, 26. Juni 1832.

⁸⁸ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 31, 20. März 1830.

Augustin war tolerant genug, seiner Frau nicht vorzuschreiben, mit wem sie sich treffen durfte. Kurz vor der Heirat betonte er, dass er ihr in dieser Beziehung keine Weisungen erteilen würde, ermahnte sie aber, verschwiegen zu sein:

«[...] ich werde dir, wenn du einst hier [in Luzern] lebst, natürlich durchaus nichts vorschreiben, mit wem u[nd] wie u[nd] wie oft du umzugehen habest; aber das wünschte ich, dass unser häusliche stille Herd von allen Schwätzereien, Fraubasereien, Klatschereien u[nd] Teufeleien ungefährdet bliebe; denn dergleichen Dinge, die man sich so wohlfeil versagen kann, würden mich kränken, dich betrüben u[nd] leicht unsere Hausfreuden stören.»⁸⁹

Josephine erwiderte leicht irritiert:

«[...] dass ich an Fraubasereien u[nd] Klatschereien keine Freude finde u[nd] du hievon nichts zu fürchten hast, werden dir doch meine bisherige Gesinnung u[nd] Lebensweise genugsame Probe sein.»⁹⁰

Doch Augustins Anforderungen an seine künftige Ehefrau gingen über das zu seiner Zeit erstellte Ideal einer Ehe- und Hausfrau hinaus: Neben Fürsorge und Aufopferung, Edelmut, Fleiss und Verschwiegenheit verlangte er *Schicksalsergebenheit und seelische Stärke*. In seinem Kondolenzschreiben zum Tode ihrer Mutter gab er Josephine ein bildhaftes Zeugnis davon. Sie sollte allen Kummer und alle Schmerzen *heldenhaft* ertragen. Sie sollte «ein teutsches Mädchen mit teutschem Herzen» sein, das zwar Schmerz und Leid «tief und innig empfindet», sie aber ebenso «gross und stark, vertrauvngsvoll und gottergeben» trägt.⁹¹ Sie sollte sich darin die Frauen all derjenigen Helden als Beispiel nehmen, die ihr Leben im Kampf verloren hatten; denn «so sind sie auch würdig u[nd] bereits einzig dazu da, dass sie von den Töchtern des Vaterlandes dankbar aufgefasst u[nd] mit Begeisterung u[nd] sittlicher Kraft nachgeahmt werden.»⁹² Augustin bestätigte, dass nur sehr wenige Frauen ihrer heldhaften Taten wegen in die Geschichte eingingen, und begründete dies damit, dass die Natur der Frau ihren Platz im Haus zugewiesen hätte. An diesem Platz könnte sie jedoch Einiges zum Wohle einer ganzen Familie erreichen und mit stillem Erdulden als Beispiel für eine kleinere geschlossnere Welt wirken:

«Freilich gestatten es die Zeitverhältnisse nicht immer, ja nur selten, dass das weibliche Herz seine Kräfte auf offenem Weltschauplatz übe u[nd] seine Grösse zeige, sondern es ist von der Natur an den beschränktern, häuslichen Wirkungskreis gewiesen;

⁸⁹ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 96, 14. Februar 1832, S. 1.

⁹⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 82, 21. Hornung (Februar) 1832, S. 2.

⁹¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 34, 15. V. 1830, S. 4.

⁹² ebda.

aber da hat es denn auch die bedeutungsvollste Stelle einzunehmen u[nd] auszufüllen: da kann es die Seelengrösse u[nd] die Gemüthskraft, welche jene hohen Vorbilder im öffentlichen Leben gezeigt haben, in Ertragung stiller, häuslicher Leiden u[nd] Schicksale zum Heile einer ganzen Familie u[nd] zum ermunternden Beispiel für eine kleine Welt aufs herrlichste u[nd] schönste bethätigen u[nd] kundgeben.»⁹³

Augustins Bild von der Hausfrau und Ehefrau, die im Kleinen Grosses bewirkt, entsprach ganz dem zu seiner Zeit üblichen, auch demjenigen seines Schwiegervaters. Doch er übersteigerte es, indem er der Frau Heldenmut und Grösse zuschrieb, von ihr forderte, jeden Schicksalsschlag still zu ertragen.

Obwohl gemäss seiner Auffassung die Natur der Frau den häuslichen Wirkungskreis zuschrieb, stellte sich Augustin im Alltag mit Josephine nicht gegen eine *ausserhäusliche Tätigkeit der Frauen*. Seine Aussage bedeutete nicht, dass die Frau im wahrsten Sinne des Wortes nur innerhalb ihres Hauses bleiben durfte, sie sollte aber ihr Wirken auf den ihr von Recht und Sitte zugeordneten, gemeinnützigen, menschenfreundlichen Bereich beschränken, ob in oder ausserhalb des Hauses. Dies wird an seinen weiter unten aufgeführten Meinungsäusserungen zu Josephines Weiterbildung sowie an einem folgend beschriebenen Vorfall deutlich:

Wie in ihrem Lebenslauf erwähnt wurde, gründete Josephine gemeinsam mit ein paar Freundinnen und Bekannten einen Frauenverein, in dem sie bis zu ihrem Wegzug von Aarau nach Luzern mitwirkte. Augustin äusserte sich in seiner Korrespondenz mit Josephine kein einziges Mal über diese ausserhäusliche Tätigkeit, unterstützte sie aber bei einem anderen Anlass. Im Juni 1831 druckte der «Schweizerbote» einen Artikel ab, der den Aufruf zur Gründung eines schweizerischen Frauenvereins beinhaltete. Die Absicht der anonym gebliebenen Verfasserin war, den Frauen und ihrer Tätigkeit mehr Anerkennung zu verschaffen, den Nutzen der weiblichen Tätigkeiten, die sich bisher auf das Haus oder auf den kleinen Bereich eines Ortes beschränkten, dem ganzen Land zukommen zu lassen. Sie stellte die Rollenteilung im zeitgenössischen Sinne nicht in Frage. So sollten sich die Frauen in diesem Verein, wie damals üblich, keinen anderen als menschenfreundlichen Werken widmen. Zwei Aargauerinnen wandten sich in einer ausführlichen Zuschrift dagegen und unterschoben der Initiantin persönlichen Ehrgeiz. Dabei stiessen sie sich an der Tatsache, dass die erste Zusammenkunft der Gründerinnen in einem Wirtshaus stattfinden sollte. Es folgte eine Auseinandersetzung, die sich über mehrere Nummern des «Schweizerboten» hinzog.⁹⁴ Darüber empörten sich Lisette Ruepp und Josephine derart, dass sie mit einem eigenen Aufsatz in den Streit eingreifen wollten; denn beide fürchteten ob all den Streitereien um die Sache.⁹⁵ Augustin unterstützte

⁹³ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 34, 15. V. 1830, S. 4.

⁹⁴ Mesmer (wie Anm. 22), S. 52 ff.

⁹⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 68, 4. September 1831, S. 2.

sie tatkräftig, stand ihnen bei der Abfassung des Artikels beratend zur Seite.⁹⁶ Doch noch bevor Lisette Ruepp und Josephine ihre Zuschrift an die Zeitung fertig gestellt hatten, brach der Streit im «Schweizerboten» ab.⁹⁷ Josephine zweifelte, ob ihr Artikel nun noch einen Sinn machte: «Es dünkt mich zu viel des Weibergeschrei's, wenn ohne die Leute verschnaufen zu lassen, noch *wir* dazu kämen.»⁹⁸ Sie hätte die Gründung eines schweizerischen Frauenvereins gern gesehen und besprach die Idee auch mit den anderen Frauen in ihrem Verein. Doch dabei merkte sie, dass längst nicht alle Geschlechtsgenossinnen davon begeistert waren. Daher lud sie Lisette Ruepp ein, nach Aarau zu kommen und die Frauen von der Idee zu überzeugen.⁹⁹ Sie selber wurde zaghaft und schlug angesichts der Gegnerschaft in den eigenen Reihen vor, den schweizerischen Frauenverein Schritt für Schritt, zuerst von unten her aufzubauen:

«Für die *Landestracht* habe ich wenig Hoffnung; ich glaube nur die Noth u[nd] die Zeit werde hiezu führen, desto mehr aber würde ich mich über einen im Stillen wirkenden u[nd] bestehenden, der Landestracht vorangehenden, *Frauenverein* freuen.»¹⁰⁰

Sie zog sich also zurück und berief sich auf Sitte im zeitgenössischen Sinne, das segensreiche Wirken der Frau im stillen Kämmerlein. Das Beispiel beweist, wie sehr sich die Frauen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Rollenbild verinnerlicht hatten. Der Gedanke, ihre Tätigkeit landesweit zu erstrecken und zu koordinieren, fand eine derart grosse Gegnerschaft in den eigenen Reihen, dass sogar Frauen, die ihn gerne unterstützt und in die Tat umgesetzt hätten, wankelmüsig wurden.

Besondere Sorgen bereiteten Josephine *die an sie gerichteten Erwartungen als Mutter*. Augustin sprach seine Braut in den letzten Wochen des Jahres 1831 auf Mutterschaft und Kinderwunsch an. Seine Worte sind uns nicht direkt überliefert. Josephine gab sie in ihrem Antwortbrief wieder. Ihr zufolge betrachtete Augustin die Mutterrolle als die eigentliche Bestimmung einer jeden Frau und als ihre Pflicht gegenüber dem Vaterland. Er nahm die Mutterschaft sehr ernst, sah sie als schwierige Aufgabe, der keine Frau entweichen konnte, wenn sie bei deren Erfüllung vor grosse Probleme gestellt wurde. Er wollte wissen, ob Josephine sich der hohen Ansprüche, die an eine Mutter gestellt wurden, bewusst war, und ob sie sie trotz allen Schwierigkeiten, die dabei auf sie zukommen könnten, mit Freude erfüllen wollte. Dabei sorgte er sich vor allem um die Zu-

⁹⁶ StaAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 78, 11. August 1831, S. 2.

StaAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 82, 21. August 1831, S. 2.

StaAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 68, 4. September 1831, S. 2.

StaAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 69, 5. September 1831.

⁹⁷ StaAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 63, 3. September 1831.

⁹⁸ ebda.

⁹⁹ StaAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 62, 20. August 1831, S. 2

¹⁰⁰ ebda.

kunft seiner Familie im Falle seines Todes. Würde Josephine die gemeinsamen Kinder auch unter schwierigsten Bedingungen bei sich behalten und alleine aufziehen können?¹⁰¹ Josephines Antwort mutet euphorisch an:

«O, Augustin? fragst du wirklich, um zu fragen? – ich glaube nicht. – Oder hast du je eine Mutter gekannt, die nicht freudig ihr eigenes Leben tausend Mal dahingäbe, um das ihres Kindes zu erhalten, die wie schweres Unglück ihr auch drohe, ob die schwersten Heimsuchungen über sie herein brechen nicht mit stets wachsender Liebe u[nd] Treue an ihren Kleinen hängt? – Und wie reich ist jede Müh u[nd] Sorge, jeder Kummer u[nd] Schmerz in der Liebe in dem schönen, unschuldigen Leben der Kleinen belohnt!»¹⁰²

Josephine wünschte sich sehnlichst Kinder. Sie freute sich auf die Mutterrolle, hielt sie wie Augustin für die höchste Aufgabe einer jeden Frau und für das grösste Glück, das ihr in ihrem Leben widerfahren konnte. Ganz dem Idealbild ihrer Zeit entsprechend war sie überzeugt, dass die Mutterliebe eine natürliche, angeborene weibliche Eigenschaft ist:

«Und wie reich ist jede Müh u[nd] Sorge, jeder Kummer u[nd] Schmerz in der Liebe in dem schönen, unschuldigen Leben der Kleinen belohnt! – O, wenn du wüsstest, wie tief dieses allgewalltige Gefühl in jedes weibliche Gemüth eingeprägt, wie diese Liebe, so zu sagen mit uns geboren u[nd] mit uns aufgewachsen ist; wenn du wüsstest, mit welchem Gefühl ich jetzt schon jedes Kind betrachte u[nd] umfasse, wie es mich drängt, das kleine Leben an mein stärker schlagendes Herz zu ziehen, wie nahe u[nd] unabhaltbar der Wunsch u[nd] der Seufzter [sic] ist, selbst die Mutter solch eines Kindes zu sein [...].»¹⁰³

Sie war sich der Verantwortung bewusst, die auf sie als Mutter zukam. Aus ihrer Darstellung ist unschwer erkennbar, unter welchen Aspekten ein glückliches Familienleben erreicht werden konnte. Ein nach christlichen Grundsätzen geführtes Leben war ihr Pflicht. Dabei hing das Glück einer Familie von den Fähigkeiten der Mutter ab. Ein guter Wille und viel Kraft waren notwendig, um ein christliches, Gott geweihtes Familienleben zu verwirklichen. Josephine war sich ihrer Fähigkeit dazu nicht sicher. Sie war sich der eigenen Schwächen bewusst. Trotzdem wollte sie die Aufgaben einer Mutter mit Mut und Zuversicht angehen. Das dazu notwendige Vertrauen bezog sie aus ihrem Glauben an Gott, der auch aufkeimende Zukunftsängste zerstreute:

«Doch schwer sind auch die Pflichten einer Mutter; u[nd] schwerer erscheinen sie mir, wenn ich der eigenen Schwäche u[nd] Ohnmacht gedenke! nur mein unbegränztes Vertrauen auf Gott u[nd] seine Hülfe vermag, mich der Hoffnung dahin zu geben,

¹⁰¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 73, 12. Christmonat 1831, S. 2.

¹⁰² ebda.

¹⁰³ ebda., S. 2 f.

dass zu dem guten, festen Willen er mir auch die Kraft geben könnte, mein u[nd] der Kleinen, u[nd] mit ihnen auch das deine, also unser Leben, der Pflicht getreu ihm zu heiligen u[nd] darzubringen..»¹⁰⁴

Ein beachtenswertes Detail an Josephines Ausführungen ist die Tatsache, dass sie die Worte «der Pflicht getreu» erst im Nachhinein in ihren Text einfügte. Ihr Leben Gott zu widmen, war Josephine selbstverständlich. In ihrem Brief an Augustin war ihr anscheinend jedoch daran gelegen, Religiosität als Pflicht insbesondere in ihrer Rolle als Mutter hervorzuheben und damit zu betonen, wie ernst sie diese nahm. Denn die Ehefrau und Mutter war im 19. Jahrhundert nicht nur die Hüterin der Moral, sondern auch die Hüterin des religiösen Glaubens in Familie und Gesellschaft. Nicht zuletzt die Frauen selber vertraten in der Mädchenerziehung die Auffassung, dass Familienleben und Kindererziehung auf dem Hintergrund einer tiefverwurzelten Religiosität zu erfolgen hatten. Kirchentreue und Christenpflichten waren das ganze 19. Jahrhundert hindurch Thema der Anweisungsliteratur für Frauen.¹⁰⁵ Zu ihnen gehörte auch Rosette Niederer, die Josephine ein Begriff war; denn ihre beste Freundin, Josephine Stadlin, weilte zum Zeitpunkt dieses Briefes als Lehrerin an deren Töchterinstitut in Yverdon. Sie war der Ansicht, dass die Frau als Mutter und Hausfrau nicht wirkte, um dem Mann das Leben zu vereinfachen, sondern um durch ihre Arbeit zum Fortschritt und zur Besserung der Menschheit beizutragen. Der Mann sollte seine Aufgabe im Haus auf die Anleitung zu Wahrheit und Gerechtigkeit beschränken, seine Frau ihre Tätigkeit ausserhalb des Hauses auf Humanität und Nächstenliebe. Dies hatte auf der Grundlage des Glaubens an Gott zu geschehen. Religion war das bindende Element zwischen den Unterschiedlichkeiten der beiden Geschlechter, zwischen dem öffentlichen Bereich des Ehemannes und dem kleinen, persönlichen Bereich der Ehefrau.¹⁰⁶

Vielmehr als der Gedanke an die Aufgabe als Erzieherin ihrer Kinder plagte Josephine die Sorge unfruchtbar zu sein. Die Gründung einer Familie war der eigentliche Zweck der Eheschliessung. Ohne die Aussicht auf Kinder wurde üblicherweise nicht geheiratet. Die Frage nach der *Fruchtbarkeit* bzw. Zeugungsfähigkeit war also zentral. Daher ergriff Josephine hier die Gelegenheit, Augustin darauf anzusprechen:

«Wie aber [...] wenn uns jener eheliche Seegen nicht gegeben würde, wenn wir einsam u[nd] kinderlos unser Leben dahinsseufzen [sic!] müssten? würdest du auch dann noch den Tag segnen, der uns verbunden? könntest du die Gattin lieben, die unfruchtbare, u[nd] es ihr nicht fühlen lassen, dass sie dir des Lebens u[nd] der ehelichen Liebe höchstes Glück nicht zu geben vermochte? – O, Augustin! die Frage ist

¹⁰⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 73, 11. Christmonat 1831, S. 2.

¹⁰⁵ Mesmer (wie Anm. 22), S. 44 f.

¹⁰⁶ ebda., S. 44.

ernst u[nd] schwer, u[nd] ich frage sie, dass sie noch ein Mal über unsere Zukunft entscheide.»¹⁰⁷

Das Thema lastete Josephine schwer auf dem Herzen. Sie trug sich auch schon mit dem Gedanken, im Fall ihrer Unfruchtbarkeit ins Kloster zu gehen.¹⁰⁸ Nach dem Inhalt ihres nächsten Briefes zu schliessen stand Augustin zu ihr. Josephine war überglücklich:

«Ich will [...] nicht versuchen dir die Gefühle zu beschreiben, mit welchen ich deinen letzten Brief erhielt, las, an die Lippen drückte, lachte, weinte, betete. Du hast mich recht sehr glücklich gemacht! [...] Der liebe Gott hat wiederum alles wohl gemacht, indem du gerade *so* schreiben, ich *so* antworten musste. Er hat mir eine schwere Last von dem Herzen genommen; es dünkt mich, ich befindet mich seither viel besser.»¹⁰⁹

Augustin ging Josephines Kummer tief. Ausserdem fürchtete er, dass Josephine ihm nicht vertraute. Er schloss aus ihren Kümmernissen, dass sie der Meinung war, er würde sie verlassen, wenn sie den Anforderungen an eine Ehefrau aus gesundheitlichen Gründen nicht gewachsen wäre: «Nicht wahr, [...] du willst hierüber fortan ruhig u[nd] beruhigt sein, u[nd] meinem liebenden Herzen nichts schlechtes zumessen, sondern liebend meiner Liebe vertrauen?»¹¹⁰ Er sorgte sich um ihr seelisches Wohlbefinden, hoffte, sie würde sich nicht zu ängstlich um ihre *Gesundheit* kümmern: «Wie geht es mit deiner Gesundheit? Sorge ja gut, aber nicht kummervoll u[nd] ängstlich für dich; denn das würde dein körperliches Wohl nicht befördern, der Frische deines Gemüthes aber schaden.»¹¹¹

Tatsächlich lastete auf Josephine der Erwartungsdruck. Dies wird aus weiteren Briefen ersichtlich, die sie in den letzten Monaten vor ihrer Heirat schrieb. Depressive Verstimmungen und verschiedene körperliche Beschwerden machten ihr zu schaffen. Sie zeigte sich weiterhin bekümmert und befürchtete nun, auch den Aufgaben einer Hausfrau körperlich nicht gewachsen zu sein. So machte sie sich Sorgen, als bei der anstrengenden Wascharbeit ihr Fuss anschwoll.¹¹² Augustin reagierteverständnislos:

«Dein Kummer, den du bei jedem kleinsten Übel, das dir zustösst, dir selbst in die Seele hineinjammerst u[nd] hineingräbst, ist mir noch immer unbegreiflich. Bist du [...] wirklich so schwach geworden, dass du nach so grossem u[nd] manhaft bestandenem Missgeschick nicht einmal mehr einem frischen Morgenwind die Stirne zu bieten vermagst? Hat deine starke Seele, wie sie Hrr Troxler mir einst so schön u[nd] wahr

¹⁰⁷ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 73, 12. Christmonat 1831, S. 3.

¹⁰⁸ ebda.

¹⁰⁹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 74, 20. Christmonat 1831.

¹¹⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 92, 4. Jänner 1832, S. 3.

¹¹¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 93, 7.1.1832.

¹¹² StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 77, 17. Jänner 1832, S. 2.

beschrieb, so sehr an Kraft verloren, dass dich jetzt ein aus ganz natürlichen ja nothwendigen Gründen geschwollener Fuss in der Seele unglücklich machen kann?»¹¹³

Augustin verstand nicht, dass Josephine, nachdem sie einen so schweren Schicksalsschlag wie den Tod ihrer Mutter «mannhaft» gemeistert hatte, nun plötzlich in Selbstzweifel und damit einhergehende depressive Verstimmungen verfallen konnte. Wie bereits angedeutet wurde, stand seelische Stärke über allen seinen anderen Erwartungen an sie. Trotzdem liess Augustin erkennen, dass ihn Josephines Ängste schmerzten; «es dringt mir ins Herz»,¹¹⁴ bemerkte er und versicherte Josephine, dass seine Liebe zu ihr stark genug war, um auch im Falle ihrer Krankheit zu ihr zu halten: «Und lass uns einmal den ewig mir gedenkbaren Fall setzen; dass ich Zeitlebens neben dir am Bette sitzen müsste: glaubst du, du hättest desswegen einen unglücklichen Gatten?»¹¹⁵

Doch Josephine war nicht die einzige Frau, die die von der Gesellschaft gestellten Anforderungen an sie bedrückend empfand und darunter litt. Depressionen und mit ihnen einhergehende gesundheitliche Störungen waren im 19. Jahrhundert an vielen bürgerlichen Ehefrauen zu beobachten.¹¹⁶

Im Fall Josephines gab es allerdings noch andere Ursachen für die Angst vor der Ehe. Aus der gesamten Korrespondenz wird deutlich, dass Josephine nicht nur dienen, sorgen und pflegen wollte. Wie im nächsten Abschnitt aufgezeigt werden wird, wollte sie ihrem Ehemann auch eine ebenbürtige Gesprächspartnerin sein, aber das Bildungsgefälle zwischen ihr und Augustin erschien ihr als Hindernis. Seine gute Schulbildung und die Weltgewandtheit, die Augustin sich während seiner Universitätsjahre im Ausland aneignen konnte, während sie zuhause mit ihrer Mutter den Haushalt führte und, wenn die Umstände es erlaubten, kurz über die Kantongrenzen hinauskam, machten ihr bewusst, dass sich eine Gesprächsführung mit ihm schwierig gestalten würde. Augustin achtete Josephine im Verlaufe der Jahre zunehmend. Er war ihr vor allem wegen ihrer Herzensqualitäten zugetan. Was bereits im Zusammenhang mit dem Kommerslied-Vorfall zum Vorschein kam, erhielt die Liebe schliesslich. Augustin bewunderte Josephine ihrer Tugendhaftigkeit, ihrer «reinen Seele» wegen.

Josephines Erwartungen an Augustin als Ehemann

Als *Vorsteher des Haushalts und Vertreter der Familie gegen aussen* hatte sich der bürgerliche Ehemann im 19. Jahrhundert durch Selbstständigkeit, Entschlossenheit, Mut und Willenskraft auszuzeichnen. Er war ein Mann von tadellosem

¹¹³ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 94, 18. Jänner 1832, S. 1.

¹¹⁴ ebda., S. 2.

¹¹⁵ ebda.

¹¹⁶ Tanner (wie Anm. 32), S. 211 ff.

Ruf, mit festen Grundsätzen und Überzeugungen.¹¹⁷ Er war meist auch älter und geistig gewandter als seine Ehefrau, weil er erst heiraten konnte, wenn er ökonomisch imstande war, einen eigenen Hausstand zu gründen. Ausserdem besass er in der Regel eine höhere Schulbildung. Häufig führte seine Ausbildung ihn auch für einige Zeit ins Ausland, eine Bereicherung im Leben, die den meisten Frauen verwehrt blieb und den Männern einen Vorsprung an Lebenserfahrung ermöglichte.¹¹⁸ Er war daher oft auch der Lehrer und Leiter seiner Ehefrau.¹¹⁹

Eine Ausnahme bildeten Augustin und Josephine nur hinsichtlich ihres Altersunterschiedes: Sie waren gleich alt. Doch Josephine stellte sich von Beginn weg *unter Augustins Anleitung* und bat ihn bereits in einem ihrer ersten Briefe, ihr zu helfen, eigene Mängel zu beheben: «Du wirst viele Mängel an mir finden, darum [...] sage mir sie ich bin ja stark genug sie zu bekämpfen, wenn du sie mir sagst und mir hilfst.»¹²⁰ Augustin wiederum redete Josephine häufig mit «mein Kind» und ähnlichen Wendungen an, fasste seine Briefe auch in belehrendem Tonfall ab.¹²¹ Selbst Josephine bezeichnete sich ihm gegenüber oft als Kind.¹²² Besonders in beruflichen Dingen wagte sie es nicht, ihm einen Rat zu erteilen, wenn er sie darum bat. «Was kann ich einfältiges Kind dir für einen Rath ertheilen?»¹²³ bemerkte sie zum Beispiel. Auch wenn Augustin im Verlaufe der Jahre zunehmend Hochachtung gegenüber Josephine empfand, konnte er den belehrenden Tonfall ihr gegenüber nie ganz lassen. Von Zeit zu Zeit kam er zum Vorschein. Trotzdem schrieb er ihr 1831 aus Sarmenstorf:

«Das was du mir seit damals geworden bist, u[nd] jetzt bist, ist keine Geliebte, keine Freundin, keine Braut, sondern alle drei zusammen vereint in der Wesenheit einer engeltreuen Schwester. O dass ich dir in Allem ein Seitenbild wäre, oder doch noch werde, u[nd] ich wär' ein Seeliger schon auf Erden.»¹²⁴

Josephine dagegen schätzte an Augustin seine *starke Persönlichkeit, seinen festen Charakter*. Als er ihr von Breslau und dem Leben in der Stadt keine schöne Schilderung übermittelte, war sie froh, dass sie um ihn nicht zu fürchten

¹¹⁷ Tanner (wie Anm. 32), S. 209.

¹¹⁸ ebda., S. 207.

¹¹⁹ ebda., S. 208.

¹²⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3*, nur Jahresangabe 1826.

¹²¹ Beispiele: StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 4, Weihnachten 1826 und Fasz. 8, 3. May 1827.

¹²² StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 7, Augustinustag (28. August) 1828, S. 2.

¹²³ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 18, 4. Hornung (Februar) 1830, S. 1/Sp. 2.

¹²⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 70, 7. 7ber 1831, S. 2.

brauchte: «Das trurig Bild, das du mer vo dir Umgebung machst, hätt'mer chonne Chummer für dis dörtig Furtcho mache, wäris nit du, wäre mit mir alle vo diner Unverdorbeheit u[nd] dim feschte Charakter überzügt [...].»¹²⁵

Ausserdem zählte Josephine in allen Bereichen, vor allem aber im Leid, auf Augustins *Stärke und Unterstützung*. Er sollte «die Kraft und den guten festen Willen, stark zu sein», zeigen,¹²⁶ ihr «muthig und kraftvoll» Schweres tragen helfen.¹²⁷ Er sollte ihr Selbstgefühl heben, ihr Halt geben, wenn sie an sich selbst und an ihren Fähigkeiten zweifelte:

«[...] ich sehe jetzt klar ein, dass ich noch viel zu wenig selbständig bin, und [...] mit meinem Augustin in mir selbst eine[n] festen Halt bauen muss, der mir hilft, gegen die etwas düstere Phantasie u[nd] dem Gefühle des Alleinseins mich zu stemmen.»¹²⁸

Sie erwartete von ihm *Tüchtigkeit und Fleiss im Beruf* und wusste sein Streben im Studium zu würdigen. «Ich habe dir schon oft gesagt u[nd] kann es doch nie genug sagen, dass dein Fleiss mir grosse, grosse Freude mache.»¹²⁹

Obwohl Josephine einmal bereits einer ähnlichen Äusserung wegen bei Augustin «übel ankam» – wie einer Klammerbemerkung zu entnehmen ist – warnte sie gleichzeitig: «fliehe den Ehrgeitz! denn er kann nicht glücklich machen!»¹³⁰ Als Augustin sie einige Zeit später um ihre Meinung zum Erwerb des Doktortitels fragte, wurde sie deutlicher. Sie listete zuerst einige Punkte auf, die nach Ansicht ihres Vaters dafür sprachen, und kam dann auf ihre Einwände zu sprechen: «Dagegen könnte man es dir aber wieder leicht, als Ehrgeiz auslegen, u[nd] andere achtbare Männer, [...] die nicht darnach strebten, dich für anmassend halten.»¹³¹ Zugleich forderte sie ihn auf, auch an sie, die seit langem zu Hause auf ihn wartete, und an seine Familie zu denken, die ihn besonders nach dem Tod seines Vaters benötigte. Doch auch für sie war klar, dass in Augustins Leben sein Wirken und seine Arbeit ausserhalb der Familie an erster Stelle stehen würden. Er konnte seiner Ansicht nach nur für sie leben, indem er seiner

¹²⁵ STAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 3/Spalte 1.

¹²⁶ STAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 22, 8. August 1830, S. 1/Sp. 2.

¹²⁷ STAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 20, 19. April 1830, S. 3.

¹²⁸ STAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 35, 26. Hornung (Februar) 1831.

¹²⁹ STAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 7, Augustinustag (28. August) 1828, S. 1 f.

¹³⁰ ebda., S. 2.

¹³¹ STAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 18, 4. Hornung (Februar) 1830, S. 1/Sp. 2.

«Bestimmung treu» blieb und seine Pflicht erfüllte. Ihr gegenüber hielt er fest, dass er ihr nicht gefallen und dienen wollte, sondern dass er arbeitete, um etwas für sie zu erreichen, um in Freud und Leid aufrecht neben ihr stehen und sie stützen zu können:

«Wo und wie ich also lebe, wenn ich nur meiner Bestimmung treu bin, so lebe ich immer und all überall nur dir oder meiner Liebe. [...] So ist meine Liebe mein Leben, Streben u[nd] Werden, u[nd] wenn du sie im blossen konventionellen Aufwartungsmachen suchst [...], so hast du sie leider noch nicht verstanden. Ich will dir nicht aufwarten u[nd] nicht dienen, sondern für dich leben, wie ich mit Gott für Vaterland u[nd] Tugend u[nd] meine Liebe lebe. Die Aufwärter u[nd] Diener sind Miethlinge u[nd] laufen davon, wo Noth u[nd] keine Miethe ist. Ich aber will das Leben mit dir theilen u[nd] dir treu und fest, wie eine deutsche Eiche, zur Seite stehen, wenn das Schicksal um dich stürmt, u[nd] deinen Schmerz theilen u[nd] heilen, wenn es dich verwundet. Ich will mit dir mich freuen u[nd] mit dir leiden.»¹³²

Josephine störte sich bisweilen an der *Rücksichtslosigkeit*, die Augustin nicht nur im Umgang mit seinen Gesprächspartnern in der Politik an den Tag legte, sondern oft auch in seiner Beziehung zu Josephine, zu ihrer und seiner Familie. Seine heftigen Ausbrüche und unüberlegte Wortwahl trafen sie schmerzlich. Er war sich dessen bewusst, fragte Josephine daher einige Male an, warum Verwandte und Freunde nichts von sich hören liessen, und wollte wissen, ob «ich vielleicht durch mein [l]eichtfertiges Wesen, meine nicht berechneten u[nd] wenig überlegten Äusserungen, die ich hie u[nd] da unwillkürlich aus dem Ärmel schütte, Anlass zur Unzufriedenheit u[nd] kältern Behandlung gegeben habe.»¹³³ Gegenüber Josephine rechtfertigte er sich damit, dass er so schriebe, wie ihm die Gedanken kämen und nicht um ihr zu gefallen. Sie hätte dadurch auch eine Chance, ihn so kennen zu lernen, wie er war, sei, denke und lebe. Gleichzeitig forderte er sie auf, ihn zu bessern:

«Wie der Augenblick den Gedanken giebt, so fliest er aufs Papier. Weder wäge, noch putze u[nd] stutze ich die Worte, so ich an dich richte. Sie sind der treueste Nachdruck wie sie Sinn u[nd] Herz verfasst haben, u[nd] kommt denn noch meine ungebändigte Laune dazu, so thu' ich dir gar oft mit Worten Unrecht [...]. Du sollst mich kennen, wie ich lebe, bin u[nd] denke, nicht auf dass ich dir gefalle, sondern auf dass du mich besser machest.»¹³⁴

¹³² StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 18, 4. Hornung (Februar) 1830, S. 1/Sp. 2.

¹³³ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 20, am Vorabend des hl. Christtages 1828, S. 5, ab hier mitten im Brief mit Fasz. 21 numeriert.

¹³⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 19, 29. September 1828, S. 2 f.

Josephine ermahnte ihn bei einer solchen Gelegenheit, über seine Fehler nachzudenken:

«Und dass dein leichtfertiges Wesen u[nd] deine wenig überlegten Äusserungen dir zu diesen grundlosen Vermuthungen u[nd] Beängstigungen Anlass gaben, kann dich gerade auf diese beiden Fehler aufmerksam machen.»¹³⁵

Grössten Wert legte sie auf gegenseitige *Offenheit und Vertrauen*; denn darauf beruhte ihre ganze Liebe zu Augustin. Obwohl sie sich in vielen Dingen, insbesondere hinsichtlich seiner Bildung und Weltgewandtheit, unter seine Anleitung stellte, wollte sie von ihm ernst genommen und ins Vertrauen gezogen werden. Es hob ihr Selbstvertrauen, von ihm als ebenbürtige Partnerin behandelt zu werden:

«Gieb mir deinen Kummer, deine Schmerzen, gieb deine Freuden damit ich alles mit dir theile, damit kein Gefühl, kein Gedanke in dem Herzen des *Einen* Platz finde den das *Andere* nicht theile giebst mir ja auch durch dein Vertrauen u[nd] Liebe hohes Selbstgefühl.»¹³⁶

Diesbezüglich aufschlussreich ist ein Vorfall, der sich einige Monate nach diesem Schreiben, im Sommer 1828, abspielte. Tief gekränkt war Josephine, als ihr Dr. Ruepp eines Tages einen Brief von Augustin zeigte, dessen Inhalt ihr hätte verschwiegen werden sollen. Sie wandte sich sogleich an Augustin und bat ihn um eine Stellungnahme. Einmal mehr legte sie ihm gegenüber klar, welche Position sie in ihrem künftigen gemeinsamen Leben einzunehmen wünschte. Mit deutlicheren Worten als in ihrem ersten Schreiben über Offenheit und Vertrauen machte sie ihm klar, dass sie von ihm nicht als Kind behandelt zu werden wünschte, auch wenn sie glaubte, sich manchmal kindlich zu benehmen. Sie rief ihm in Erinnerung, dass auch sie bereits einige Erfahrungen in ihrem Leben gemacht hatte, die sie reifer werden liessen, und deshalb das Recht hätte, von ihm ernstgenommen zu werden:

«Obgleich ich mir vorgenommen habe, nicht wieder dir zu predigen oder mit dir zu zanken, da du doch Beides mit Recht nicht zu lieben scheinst, so kann ich doch nicht recht offen u[nd] liebend mit dir reden, bis alles was mich quält u[nd] drukt vom Herzen weg ist. Ist nicht gerade Offenheit, unbeschränktes Vertrauen das erste Erforderniss der Liebe, ohne welches auch ich nie glücklich sein könnte. Daher [...] schau es nicht als lieblosen Vorwurf an, wenn ich dir sage: du bist nicht ganz ohne Rückhalt offen gegen mich. [...] Behandle mich nicht wie ein Kind, dem man die

¹³⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 11, Weihnachtsabend 1828, Fortsetzung 27. Jänner 1829, S. 1/Spalte 2.

¹³⁶ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 5, 1. Jänner 1828 (Fortsetzung 14. Jänner 1828), S. 2.

Wahrheit nicht sagen darf; handle ich auch zuweilen kindisch so glaube mir nur, meine Seele hat schon recht tief den Ernst des Lebens kennen gelernt.»¹³⁷

Trotz seinem selbstbewussten und oft belehrenden Auftreten gegenüber Josephine kamen Augustin wenige Monate vor der Heirat Zweifel, ob er ihr *ein guter Ehemann* sein würde; denn er kannte Josephines Verletzlichkeit und schrieb ihr daher zu ihrem Namenstag 1832:

«Freilich, wenn ich bedenke, wie manchen Kummer, u[nd] wie manchen – Verdruss ich dir dieses Jahr gemacht habe, so möchte ich oft fast zweifeln, ob ich mit meinen Rauheiten dich mit deinen reitzbaren Gefühlen recht glücklich zu machen auch je fähig sein werde, u[nd] ob mich die Natur mit meinen abstossenden Eigenheiten nicht vielmehr für's Alleinleben mit mir für Andere bestimmt habe. Je länger ich so für mich bin u[nd] lebe, desto mehr bildet sich in mir dieser Zweifel zur Überzeugung aus. Darum [...] halte es in Zukunft mit meiner Artigkeit nicht so genau, nimm mich nicht immer, wie ich mich zuweilen in Wort u[nd] That zeige u[nd] darstelle, sondern wie ich *bin*.»¹³⁸

Josephine war überzeugt, dass Augustins Aussagen nicht so gemeint waren, wie sie klangen. Sie glaubte an den Augustin, der sich hinter seinen Worten verbarg, und vertraute ihm. Mit Worten wie «wohl bedurftest du bey mir keiner Entschuldigung da ich *dich selbst* von deinen Worten unterscheiden konnte»,¹³⁹ oder «weiss ich ja wohl, dass du alles das nur thust, um uns zu erfreuen»,¹⁴⁰ und ähnlich leitete sie jeweils ihre Kritik oder Klage an ihn ein.

¹³⁷ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 7, Augustinustag (28. August) 1828, S. 3 f.

¹³⁸ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 101, an Sankt Josephs-Morgen (19. März) 1832.

¹³⁹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 1/Spalte 2.

¹⁴⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 11, Weihnachtsabend 1828 (Fortsetzung 27. Jänner 1829), S. 1/Spalte 2.

2. Josephines Bemühungen um Weiterbildung

Josephine identifizierte sich rein äusserlich sehr wohl mit der Frauenrolle im zeitgenössischen Sinne, innerhalb ihrer Bekanntschaft und künftigen Ehe mit Augustin wünschte sie aber als Augustins ebenbürtige Gesprächspartnerin betrachtet und anerkannt zu werden. Deshalb setzte sie viel Zeit und Mühe dafür ein, ihr Bildungsgefälle gegenüber Augustin zu vermindern. Mit Augustin führte sie darüber auch einige Diskussionen; denn er machte es ihr nicht leicht. Schon den ersten Brief, den sie ihm im März 1827 nach Breslau sandte, korrigierte er in schulmeisterlicher Art und stellte seine Belehrungen gleich an den Anfang seines Antwortschreibens, um ihr «vor allem und für immer» zu zeigen, «dass [sie] es mit einem angehenden Philologen zu thun [hatte].»¹⁴¹ Nach einer umständlichen, rechtfertigenden Einleitung brachte er zahlreiche orthographische und grammatischen Beanstandungen vor. In kleinlicher Manier kritisierte er Josephines Darstellung der Briefe, die ihm zu unübersichtlich war. Ausserdem hätte sie für die Versiegelung keinen Platz einberechnet und so «vielleicht die schönsten Worte, mit [der] Sigillation verkleistert u[nd] verdorben.»¹⁴² Seine Bemerkungen schloss er mit den Worten: «Du siehst nun, liebe Schriftstellerin, wie eine kitzlige Sache es ist, mit einem Briefe an den scharfen Klippen der Wissenschaftlichkeit vorbei in den Hafen eines Philologen unbescholten einzulaufen u[nd] zu landen.»¹⁴³ Gleich darauf besann er sich und versicherte ihr seine Liebe und drückte ihr seine Dankbarkeit und Freude über ihren Brief aus. Dennoch konnte er sich in der Folge weitere Bemerkungen nicht verkneifen. Auf ihren Bericht, dass sie ihrem Vater allabendlich vorlas,¹⁴⁴ antwortete er ironisierend:

«[...] dass du ihm bestmöglichst hilfst, lob' ich; doch nur lateinisch vorlesen, nicht einmal griechisch, ist fürwahr liebes Kind, noch sehr ein kleines Schärflein zu[r] philologisch-studirten Präparation. Weitere Vervollkommnung deines gelehrt Bei- standes wäre wünschens- u[nd] lobenswerth.»¹⁴⁵

Weiter unten bemerkte er: «Was ich lateinisch u[nd] griechisch etc. treibe verlangst du wohl nicht zu wissen.»¹⁴⁶ Auch zu ihrem Vorsatz, gescheit zu werden, und zu ihrer Erläuterung dazu, dass sie unter gescheit werden gut werden und die Aneignung der weiblichen Tugenden verstand, äusserte er seine Meinung:

¹⁴¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 8, 3. May 1827, S. 1/Spalte 1.

¹⁴² ebda., S. 1/Spalte 2.

¹⁴³ ebda.

¹⁴⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 1, 27. Merz 1827, S. 2.

¹⁴⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 8, 3. May 1827, S. 2/Spalte 2.

¹⁴⁶ ebda., S. 4/Spalte 1.

«Was die Erklärung deines Gescheitwerdens, nämlich soviel als gutwerden anbetrifft, so ist die Sache recht läblich der Vorsatz macht sch[on] einzig viel Ehre; dennoch setze bei all deinem gut werden, deine Portion Gescheutsein nicht ganz beseite, sonst geräthst du mit deiner Lebensphilosophie in die Hecke. [...] Dass du übrigens im Gescheutsein ohne Fortschritte zu machen behaglich stille stehest scheint mir de[in] körperliches Wohlbefinden u[nd] Gedeihen [...] genügend anzudeuten. Denn wer gescheut oder überhaupt mehr werden will als er ist, der muss sich anstrengen, geistige Anstrengung hindert das Gedeihen des Körpers. Hiemit sässest du mit deinem Gescheutwerden in der Pfanne. Oder es sei, dass du hiebei eine besondere Studiermethode befolgest.»¹⁴⁷

Josephine antwortete aber schlagfertig:

«Was du der au nit für Vorstellunge machst! Wil du so dür u mager bischt, wit jetzt dir u Andere ufbinde das sig vom Astrenge des Geist's u vom viele lehre, als öb mer no keini träge, eifältige u hohli Beihüser g'seh hätte? Mis körperlich Wohlbefinden u[nd] Gedeihen cha dir also keineswegs (wie du dich usdrükst) ‹genügend andeuten, dass ich im Gescheut werden ohne Forschritte zu machen behaglich stille stehe›, eben so wenig als dein magersein Bewis deiner Wisheit ischt.»¹⁴⁸

Über Augustins schulmeisterliches Gehabe ihr gegenüber und die anschließende Liebeserklärung zeigte sie sich erstaunt und bemerkte amüsiert:

«Also erstens: ist es mir doch ganz etwas Neues in dir so einen gestrengen, gesetzlichen Philologen kennen zu lernen, welcher am kleinsten Buchstaben hängt u[nd] sich mit vollster Kraft aller Gelehrsamkeit auf denselben wirft. ‹Ey, ey! mein Augustli! Was nicht noch aus den Leuten werden kann!› mein Erstaunen nimmt kein Ende, wenn ich mir dich so in einen kalten, Buchstaben klauberischen Philogen [sic!] denke! [...] Nur Schade, dass du so bald aus deiner Rolle fielest, sie stund dir gut, das schulmeistern u[nd] rezensiren hast du schon von Grund weg, es hätte mir noch sehr nützlich werden können; *dieser* Brief hätte mir schon viel mehr Anstrengung gekostet, ich hätte (dir zu Lieb) alle Handarbeit bey Seite gesetzt um mich nur auf die deutsche Sprachlehre zu legen, hätte Tag u[nd] Nacht mit studiren zugebracht; so aber bliebest du deinem Philologen nicht treu, zeigtest mir, dass ohne all das du immer recht herzlich mich liebst, zeigtest, dass du mich nicht gelehrt, sondern nur gescheut haben wollest.»¹⁴⁹

Seine Vorschläge zur Briefdarstellung und zur Versiegelung nahm sie an und setzte sie auch gleich in die Tat um. Die sprachlichen Korrekturen umging sie jedoch, indem sie Augustin zur Strafe ihre Antwort in Mundart fortsetzte:

«[...] u[nd] so zur Strafe deines Wankel u[nd] Übermuthes sollst du nun in meinen Briefen den Nominativ nicht mehr vom Akkusativ, die Wortauslassungen nicht mehr

¹⁴⁷ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 8, 3. May 1827, S. 2/Spalte 2.

¹⁴⁸ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 2/Spalte 2.

¹⁴⁹ ebda., S. 1/Sp. 1.

unterscheiden können, um in Zukunft Missverständnisse, Verdrehungen u[nd] Streitigkeiten zu verhüten sollst du nur noch Schwyzertütsch von mir hören; es steht dann noch zu entscheiden wer von uns beyden sich besser hierauf verstehet? ich werde jedoch immer dabey gewinnen, indem du nicht wissen kannst, ob wir seit deiner Abreise den Akcsent nicht schon geändert haben. Also zur Strafe, merke dirs, zur Strafe!»¹⁵⁰

Augustin erachtete die «weitere Vervollkommnung» von Josephines «gelehrtem Beistand» für wünschenswert und schlug ihr scherhaft vor, auch Griechisch zu lernen.¹⁵¹ So weit wollte Josephine jedoch nicht gehen. Wie in ihrem Porträt bereits erwähnt wurde, fehlte ihr dazu das Interesse. Belustigt erklärte sie, dass sie damit warten würde, bis er sie belehren könnte:

«Du bischt nit schüch, dass du mir zum Latin s'Griechisch ufbürde möchtest, nei, nei, mi Fründ! so komod wirsch es wohl nit überchoh, wenn mi denn einisch so g'lehrt bruchst, so muescht denn halt no selber a mer modellire [...].»¹⁵²

Doch eigentlich wollte Augustin Josephine so zur Frau nehmen, wie sie war; denn weder Bildung noch Kunst hätten Seelenverwandtschaft geschaffen; wer sich liebe, liebe sich um seiner selbst Willen. Seine Darlegung beendete er mit der Aussage, dass schliesslich ihm die wissenschaftliche Bildung und ihr die «häusliche Weisheit» zur Pflicht gemacht worden wären:

«Was sich liebt um der Liebe selbst u[nd] ihrer Tugend willen, das ist u[nd] steht sich ewig gleich u[nd] einet sich zum heiligen Himmelsbunde, u[nd] nicht Wissenschaft noch Kunst, nicht des Verstandes erzwungene Bildung haben solch freies Leben u[nd] Verhältniss der Seelen geschaffen u[nd] begründet – [...]. Daher, liebe Josephine, lass fortan bei der Betrachtung unsers glücklichen Verhältnisses jeden Gedanken an wissenschaftliche Bildung weg. Denn *diese* ist ja nur *mir*, u[nd] *dir* dafür die häusliche Weisheit zur Pflicht gemacht, auf dass wir uns mit voller Tüchtigkeit wiedersehen, erfreuen u[nd] im Leben zu einem höhern Dasein beglüken!»¹⁵³

Auf die «häusliche Weisheit» allein wollte sich Josephine allerdings nicht beschränken. Sie dehnte Augustins Begriff etwas aus, um ihm eine interessante, informierte Gesprächspartnerin zu werden. Auffällig erscheint, dass sie sich Frauen zu ihren Vorbildern erwählte, die eine gute Schulbildung besassen und für ihre Zeit selbstständig waren, allen voran Lisette Ruepp. *Lisette Ruepp*¹⁵⁴ war eine Frau, die sich nicht allein über ihren Mann definierte, sondern ihre eige-

¹⁵⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 1/Spalte 1 f.

¹⁵¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 8, 3. May 1827, S. 2/Sp. 2.

¹⁵² StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 2/Sp. 2.

¹⁵³ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 9, 29. August 1827, S. 1/ Spalte 1.

¹⁵⁴ Literatur über Lisette Ruepp vgl. *Villiger-Keller*, Gertrud. – s'Mutterli: Elise Ruepp. In: Heimatkunde aus dem Seetal, 1946, S. 5–73.



Abb. 3: Josephine Stadlin (aus: Omlin [wie Anm. 157], Seite 153).

ne Persönlichkeit in ihre Ehe eingebracht hatte. Sie hatte als eine der wenigen Frauen ihrer Zeit vor ihrer Heirat eine Ausbildung genossen, war in Yverdon von Pestalozzi und Rosette Niederer-Kasthofer¹⁵⁵ zur Lehrerin ausgebildet worden. So hatte sie sich auch in ihrer Ehe eine gewisse Eigenständigkeit bewahrt, soweit es Tradition und Recht damals zuliessen. Josephine schätzte sie ihrer «Bildung des Herzens wie des Geistes» wegen.¹⁵⁶ Eng befreundet war Josephine Pfeiffer ausserdem mit Josephine Stadlin, Lisette Ruepps Nichte. *Josephine Stadlin* (1806–1875) wuchs in Zug auf, kam 1822 als Schneiderin nach Aarau, wo sie Pfeiffers Familie kennen lernte, und arbeitete 1831–34 in Yverdon an Pestalozzis Mädcheninstitut bei Rosette Niederer als Lehrerin. Später wurde sie im Kanton Aargau, dann in Zürich eine anerkannte Pädagogin.¹⁵⁷ Regelmässig verbrachten die beiden jungen Frauen zusammen einige Ferientage in Aarau, Sarmenstorf oder in Zug.¹⁵⁸ Zu Josephines Vorbildern gehörten aber auch Jumpfer Sophie Streiff und die Ehefrau des Kantonsschullehrers und Dichters Follen, *Suzette Follen*.¹⁵⁹ Josephine teilte Augustin nicht mit, inwieweit sie die beiden Frauen bewunderte. Von Suzette Follen ist einzig zu erfahren, dass sie sehr wohlhabend war, von Sophie Streiff ist aus Josephines späteren Briefen zu vernehmen, dass sie Stenographie und Geschichte unterrichtete; sie war alleinstehend.

Um ihr Wissen zu erweitern, las Josephine. Anfänglich lernte sie beim Vorlesen für ihren Vater, wenn dieser krank war. Die von ihm bevorzugte Literatur befand sie aber für zu schwierig, um sie im Selbststudium zu lesen. Vor schwierigen Lehrstoffen schreckte Josephine zurück und verliess sich diesbezüglich auf Augustins spätere Anleitung:

¹⁵⁵ mehr zu Rosette Niederer-Kasthofer s. *Bodmer-Gessner* (wie Anm. 3), S. 120 f.; «Was Männer wollten und Frauen taten» (wie Anm. 3), S. 38.

¹⁵⁶ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 19, undatiert, S. 1/Spalte 2.

¹⁵⁷ *Omlin*, Sibylle. – «Wohlan denn, meine Schwestern!» – Frauenrollen und Mädchenbildung: Josephine Zehnder-Stadlin (1806–1875). In: 23 Lebensgeschichten: Alltag und Politik in einer bewegten Zeit: Der Kanton Zug zwischen 1798 und 1850. – Zug, 1998, S. 150–163.

¹⁵⁸ Als Beispiele seien hier erwähnt:

StAAG NLA 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 4, Augustinus (28. August) 1827, S. 2 ff.:

Josephine Pf. und Josephine St. unternahmen von Zug aus gemeinsame Ausflüge u.a. auf die Rigi, den Albis und den Zugerberg und verbrachten danach noch eine Woche zusammen in Sarmenstorf bei Familie Ruepp.

StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 12, undatiert, S. 1/Sp. 2: Josephine Stadlin verbrachte die Weihnachtstage bei Josephine Pfeiffer in Aarau.

¹⁵⁹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 3, 20. Juni 1827, S. 3/Spalte 2. Leider ist weder über Frau Follen noch über Jungfer Streiff Literatur erhältlich. So müssen folgende Angaben genügen: Suzette Follen-Ritzmann (1797–1848), Tochter des Hans Heinrich Ritzmann, Müller, und der Susanna geb. Arbenz von Flaach ZH, reiche Erbin; verheiratet mit August Follen – BLA (wie Anm. 5), S. 216.

«Ich musste unlängst während einer Unpässlichkeit des Vaters, ihm oft ganze Abende aus Herder laut vorlesen, wie erfreute u[nd] erhab mich diese Lektüre; um es aber für mich allein zu lesen u[nd] zu verstehen bin ich noch nicht reif genug; ich muss noch einige Jahre warten um es dann unter deiner Leitung zu lesen.»¹⁶⁰

Für sich selber zog Josephine Erbauungsliteratur vor, die in bürgerlichen Kreisen in Aarau aktuell war und im Gespräch stand.¹⁶¹ Sie bedauerte, dass ihr zu vermehrter geistiger Betätigung die Zeit fehlte:

«Siehst du, mein Geist [ist] wenig, meine Hände zu viel beschäftigt. Vom frū[hen] Morgen bis zum Abend sind meine Stunden auf d[as] strengste eingenommen; am Abend gehe ich spazieren oder spiele Klavier; nach dem Nachtessen lese ich etwas, oder habe Briefe zu schreiben, wenn ich anders nicht zu müde bin.»¹⁶²

Auch in ihren Berichten über die Aargauer Politik hielt sich Josephine während Augustins Breslauer Zeit (1827–1830) zurück und wollte sich diesbezüglich Augustins späteren Anweisungen unterstellen. Offenbar legte sie in diesem Bereich andere Schwerpunkte als Augustin, glaubte inhaltlich Augustins Ansprüchen nicht genügen zu können. So wollte sie sich diesbezüglich ihm vermehrt anpassen. Augustin sollte sie fragen, was er wissen möchte. Ihre Begründung dazu lautete: «Du weisst ja wohl, dass das Schreiben meine Sache nicht ist, darum führe mich, sage mir, wie du mich haben willst.»¹⁶³ Hinsichtlich Stil und Grammatik bemerkte Augustin bald schon deutliche Fortschritte an Josephines Briefen: «Es ist mir fast unbegreiflich wie man beim blossen Selbstunterricht [...] in so kurzer Zeit so ausgezeichnet musterhafte Fortschritte machen kann.»¹⁶⁴

Nachdem Josephine jedoch entdeckt hatte, dass Augustin sich bezüglich seines Studiums dem Ehepaar Ruepp mehr anvertraute als ihr, litt sie zunehmend unter ihrer eigenen geringen Bildung. So gestand sie Augustin gegenüber Minderwertigkeitsgefühle ein. Sie verglich sich dabei insbesondere mit Lisette Ruepp, fragte sich offensichtlich, was diese ihr voraus hatte, dass Augustin ihr gegenüber mehr aus dem Studium erzählte als ihr, seiner zukünftigen Ehefrau. Die Ursache fand sie in deren guten Ausbildung. «Tief fühle ich, wie weit ich an

¹⁶⁰ StAAG NLA 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 12, undatiert, S. 1/Sp. 1.

¹⁶¹ So las sie z.B. den damals in Aarauer Bürgerkreisen im Gespräch stehenden «Bildersaal» von Follen, bei Frauen beliebte Jean Paul-Romane sowie Uhlands Gedichte, an denen sie grossen Gefallen fand. – Vgl. StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 19, undatiert, S. 1/Sp. 2.

¹⁶² ebda.

¹⁶³ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 11, Weihnachtsabend 1828, S. 3/Sp. 2.

¹⁶⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 13, nur mit Jahrzahl 1828 versehen, S. 1; gemäss Inhalt wurde der Brief an Josephines Namenstag, dem 19. März, geschrieben.

Bildung des Geistes wie des Herzens, unser Lisette nachstehe»,¹⁶⁵ klagte sie. Sie wollte an Augustins Tätigkeiten aktiv teilhaben und bat ihn im selben Brief, ihr mit seinem nächsten Schreiben die versprochenen, von ihm bearbeiteten Legenden über Niklaus von der Flüe zu schicken.¹⁶⁶ Augustin versuchte Josephine zu trösten und versicherte ihr einmal mehr, dass er sie einzig nach ihren Herzenstugenden und nicht nach ihrer Bildung beurteilte:

«Jeder Mensch hat seinen natürlichen ewigen Werth, den er nicht in der Schule geholt, sondern mit sich bewusstlos auf die Welt gebracht hat. Diesen Werth kann Niemand geben noch nehmen. Er wiegt Gold und alle Güter der Erde auf. Ich meine das sittliche Heilithum, das Kleinod des Himmels, welches Gott jedem Menschen zu heiliger Bewahrung gegeben hat, u[nd] das dir [...] so schön stehet. Nach diesem Massstabe betrachte ich dich. Tugend, Bildung des Herzens, Häuslichkeit u[nd] Liebe, die alles überwindet, sind meine einzigen Anforderungen an dich, u[nd] wie überreichlich hast du ihnen bereits entsprochen! Darum bitte ich dich bei deiner Liebe, quäle dich nicht mehr mit dem höchstunangebrachten Gedanken: du kannst meiner Liebe nicht würdig werden. Demuth ist schön, Wegwerfung lumpig.»¹⁶⁷

Augustins Beteuerungen ungeachtet, setzte Josepine ihre Bemühungen um Weiterbildung fort. An Weihnachten 1828 berichtete sie, dass sie bei Seminar-direktor Nabholz¹⁶⁸ Deutschunterricht nahm und sich von Sophie Streiff in Stenographie und Geschichte unterrichten liess.¹⁶⁹ Die Wahl der Fächer zeigt auf, wie sehr ihr Augustins Korrekturen an ihren Texten zu Herzen gegangen waren und wie sehr sie sich bemühte, sich genügend Kenntnisse zu verschaffen, um ihren Wissensstand demjenigen Augustins anzunähern; denn er studierte in Breslau auch Geschichte.¹⁷⁰ Sie wusste, dass Augustin ihre Bemühungen belächeln würde, aber geistige Anregung war ihr ein Bedürfnis:

¹⁶⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 19, undatiert, S. 1/Sp. 2 – Bildet dem Inhalt und der fortlaufenden römischen Nummerierung der Abschnitte nach zu schliessen die Fortsetzung von Fasz. 7, Augustinustag (28. August) 1828.

¹⁶⁶ ebda., S. 2.

¹⁶⁷ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 17, 7. Oktober 1828, S. 7.

¹⁶⁸ Nabholz, Philipp Jakob (1782–1842), geboren in Villingen (Baden), studierte in Freiburg i.B., Konstanz und Kreuzlingen Theologie, 1806 zum Priester geweiht, leitete Fortbildungskurse für thurgauische Lehrer, ging 1814 zu Pestalozzi nach Yverdon, um sich mit dessen Lehrmethoden vertraut zu machen, wurde an Pfeiffers Stelle 1822 erster Direktor des Aargauischen Lehrerseminars. – Vgl. BLA (wie Anm. 5), S. 572.

¹⁶⁹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 11, Weihnachtsabend 1828, Fortsetzung des Briefes 27. Jänner 1829, S. 2/Sp. 2.

¹⁷⁰ Zu Kellers Studium in Breslau vgl. *Leimgruber* (wie Anm. 1). – Geschichte war ausserdem ein Fach, das im aargauischen Schulwesen erst für den Lehrplan der Sekundarschulen vorgeschrieben und damit den meisten Mädchen, die nur die Grundschule besuchten, vorenthalten war (vgl. *Halder* [wie Anm. 48], S. 303 ff.). Auch die zu Josephines Schulzeit bestehenden Töchterschulen in Lenzburg und Aarau richteten ihren Lehrplan ganz nach den zeitgenössischen Anforderungen an die Häuslichkeit der Frauen aus («Was Männer wollten und Frauen taten» [wie Anm. 3], S. 34). Die Vermittlung von Kenntnissen in Geschichte gehörte nicht dazu.

«Du wunderst dich wohl u[nd] lächelst über meinen ausserordentlichen Fleiss? Lächle nur, aber diesmal ist es mir doch Ernst, u[nd] ich fühle recht gut, wie wohl es mir thut, aus meinem verkochten, verstrikten u[nd] verträumten Leben ein wenig mehr in geistige Thätigkeit zu kommen [...].»¹⁷¹

Sie kannte die Einwände ihrer männlichen Umgebung. Selbst Dr. Ruepp konnte sich das Scherzen über ihre Anstrengungen nicht verkneifen. Deshalb versicherte Josephine, dass ihre Häuslichkeit keineswegs darunter leiden würde. Gleichzeitig stellte sie fest, wie gut ihr eine geistige Tätigkeit tat:

«Ich fürchte eben so wenig, durch diese neuen Beschäftigungen, etwas von meiner Lust und Liebe zum häuslichen, wie zur Händearbeit, zu verlieren [...] als ich mich durch unsers Doktors Scherz, ‹du werdest fürchten, ich werde nur allzu gelehrt!› störren liess. [...] Diese Stunden geben mir aber neues Leben [...]»¹⁷²

Josephine verfolgte bei ihren Bestrebungen sich weiterzubilden noch andere Absichten als die der Abwechslung und vermehrten Forderung im Alltag. So dachte sie auch an eine Ausbildung zur Lehrerin¹⁷³ für den Fall, dass sie und Augustin nach seiner Rückkehr aus Breslau feststellen sollten, dass sie nicht zu einander passten. Als Einzelkind musste sie ihre Zukunft sorgfältig planen. Sollte sie keinen geeigneten Ehemann finden und ihr Vater alt und erwerbsunfähig werden, war sie allein für ihre und die Versorgung ihrer Eltern verantwortlich:

«Und eben in dem Gedanken an die Trennung habe ich die Stunden bei Hrn. Nabholz u[nd] Jgf. Streif angefangen, damit im Fall die ewige Vorsehung mich bestimmt hätte allein durchs Leben zu gehen, mir ein Pförtchen offen bliebe, wo ich selbständig mit Fleiss u[nd] Entsaugung die meinen u[nd] mich vor drükenden Nahrungssorgen zu bewahren hoffen könne.»¹⁷⁴

Wie von Dr. Ruepp vorhergesagt, versuchte Augustin Josephine in ihrer Beflissenheit zu bremsen. Seiner Ansicht nach bestand für die Frauen keine Notwendigkeit, sich zu bilden; denn sie verstünden auch ohne besondere Ausbildung, den Mann zu führen und zu lenken. Weibliche Bildung sollte sich auf Tugend und Moral beschränken:

«Am meisten Spass machten mir deine splendidien u[nd] vielversprechenden Anstalten zu lernen u[nd] zu lehren. Josephine! Jos.! nur nicht zu gescheut, nur nicht gelehrt, immer bloss auf den Hausgebrauch u[nd] die Bildung des Herzens gedacht.

¹⁷¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 11, Weihnachtsabend 1828, Fortsetzung des Briefes 27. Jänner 1829, S. 2/Sp. 2.

¹⁷² ebda.

¹⁷³ ebda.

¹⁷⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 13, Josephstag (19. März) 1829, Fortsetzung des Briefes 3. Brachmonat (Juni), S. 2/Sp. 2 – S. 3/Sp. 1.



Der Große aber ist der Herr (Cor. 1 Cor. 13 v.)
der ewige Geist des ewigen Erbenehmers, alle
Vorwürfe, Vorwissen, Wollustigkeits.

Mathew

Abb. 4: Lisette Ruepp-Uttinger (aus: Villiger-Keller [wie Anm. 154], Anhang).

Denn Verstand h[ab]en die Frauen ja ohnehin schon. Ohne eingebütt zu sein, verstehen sie sehr leicht u[nd] bald, das Zepter mit den Füssen zu führen, u[nd] es bis zu ihrem letzten Atemzug nach unabänderlichen, dem Manne verborgenen u[nd] geheimnisvollen Grundsätzen zu behaupten.»¹⁷⁵

Abschliessend bemerkte er in Anspielung auf ihre Erwiderung seiner Belehrungen, wenn sie sich bei Nabholz nicht so störrisch anstelle wie bei ihm und das Alphabet tüchtig lernte, würde es «wohl am Ende noch gehen». ¹⁷⁶

Nach diesen Bemerkungen wurde das Thema «Frauenbildung» in den Gesprächen zwischen Augustin und Josephine über längere Zeit nicht mehr berührt. Augustins Vater erkrankte und starb im folgenden Spätsommer. Sein Studienabschluss und die Stellensuche bildeten nun den Schwerpunkt ihrer Diskussionen. Im Frühling 1830 verstarb Josephines Mutter. Allem Anschein nach brach Josephine ihre Kurse danach ab, weil sie den grossen elterlichen Haushalt nun alleine führen musste; denn im Winter 1830/31 teilte Josephine ihrem Verlobten mit, dass sie «nun aber auch wieder anfangen [werde], die Wissenschaften zu treiben». Doch darunter verstand sie dieses Mal nicht den Besuch von Kursen, sondern «zu einer Strickerei bisweilen etwas Belehrendes zu lesen». ¹⁷⁷ Augustin liess erkennen, dass er sich über ihren «Wissenschaftseifer» freute, äusserte sich aber nicht weiter dazu. ¹⁷⁸ Erst kurz vor ihrer Heirat brachte Josephine das Thema «Bildung» in einem anderen Zusammenhang wieder aufs Tapet. Sie hatte erkannt, dass sie Augustin bezüglich Bildung und Weltgewandtheit trotz all ihren Bemühungen, ihr Wissen zu erweitern, noch lange nicht gewachsen war. Nun machte sie sich Sorgen, wie sich das Bildungsgefälle zwischen ihr und Augustin im ehelichen Alltag auswirken könnte. In einem ausführlichen Schreiben schilderte sie Augustin ihre Befürchtungen. Beispielhaft sind darin Ängste beschrieben, die eine junge bürgerliche Ehefrau im 19. Jahrhundert hegen konnte, welche Erfahrungen und Gerüchte Männer betreffend in Frauengesprächen zum Ausdruck kamen. Eine von Josephines Vorstellungen war, dass Augustin sich wegen ihrer geringen Bildung im Alltag mit ihr nicht wohl fühlen und sich ihr gegenüber verschliessen würde. Sie fürchtete, in der Ehe einsam zu werden, und hoffte, er würde sich ihrer annehmen, sie anweisen und belehren:

«Sieh, ich bitte dich, nimm dich meines armen Geistes an! denn hievor fürchtet mir am meisten; ich fürchte die Beschränktheit meines Geistes u[nd] meiner Seele; u[nd] dass mich vielleicht verlangen möchte, auch deine Seele damit zu beengen,

¹⁷⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 25, in der hl. Charwoche (17.–23. April) 1829, S. 2.

¹⁷⁶ ebda.

¹⁷⁷ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 46, undatiert, S. 2. – Aus dem Inhalt wird ersichtlich, dass der Brief im Winter 1830/31 geschrieben wurde.

¹⁷⁸ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 41, 22. Januar 1831.

oder dass du es mich fühlen lässt, dass ich dir nicht *alles* zu sein vermag. [...] nicht wahr du lässt mich dieses nie fühlen, du hast Nachsicht mit mir, u[nd] betrachtest es als ein liebes Geschäft deine Josephine zu belehren, u[nd] ihr nachzuhelfen, wo es ihr mangelt. Es ist ein Fehler so vieler Männer; dass sie sich mit ihren Frauen zu wenig beschäftigen, u[nd] sie zu sehr sich selbst überlassen; sie untergraben durch diese Vernachlässigung ihr eigenes Glück, indem das Weib ohne die Hülfe u[nd] den Beistand des Mannes selten über die eigene Schwäche Herr wird, sich immer mehr von dem Manne ab, u[nd] sich selbst auswärts wendet.»¹⁷⁹

Rückweisung und Vereinsamung erschienen ihr in ihrer Beziehung noch weniger wahrscheinlich als Blossstellung und Demütigung; denn Josephine hatte sagen gehört, dass Schweizer Männer dafür besonders bekannt wären. Eine ihrer schlimmsten Vorahnungen war, dass Augustin sie in aller Öffentlichkeit seine Verachtung spüren lassen würde, sie in Anwesenheit anderer auf lieblose Art zu rechtfreisen würde; denn damit würde sie Achtung und Ansehen ihrer Familie, all ihrer Angehörigen, Freunde und Bekannten, insbesondere auch des Dienstpersonals verlieren:

«Besonders den Schweizermännern wirft man den barschen trocknen Ton, den Mangel an Achtung vor, den sie ihren Frauen in Gegenwart Anderer erzeigen; sie schämen sich beinahe jeder Äusserung von Liebe im Beisein Anderer, u[nd] sind sich zufrieden in dem Bewusstsein ihrer Liebe u[nd] Treue, wovon auch ihre Frauen überzeugt sind. Aber dennoch bedürfen diese etwas mehr; es thut ihnen wohl, auch vor Andern sich anerkannt zu sehen, u[nd] die Achtung die ihnen der Mann erweist, wird ihnen nothwendiger Weise auch von allen andern erzeigt. – Ich werde dich sogar bitten, mir nie dein Missfallen sei es an Worten oder Handlungen vor andern zu bezeugen; sage es, wenn wir alleine sind; Freunde gehen solche Sachen nichts an, u[nd] auf die Angehörigen, Kinder oder Dienstboten macht es so übeln Eindruck, u[nd] schadet nicht selten dem Credit der Hausfrau.»¹⁸⁰

Augustin beruhigte Josephine: «In Betreff des erstern, dass die Männer den Frauen mehr öffentliche Achtung u[nd] Aufmerksamkeit schenken sollten, hast du mir vollkommen aus der Seele geschrieben.»¹⁸¹ Er versprach ihr sie einfühlsam zu unterweisen. Gleichzeitig versicherte er ihr, dass er «geistigen Genuss» einzig bei ihr finden würde. Er habe in der Zeit, in der sie sich kannten, bereits erfahren, dass sie bei der Betrachtung des «Schönen und Guten» völlig übereinstimmen würden, obwohl sie die Dinge eher gefühlsmässig anging, er sie rein unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten betrachtete. Sie sollte ihm stets etwas Besonderes, die «Hausehre» sein, und er würde es auch jedermann zeigen:

¹⁷⁹ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 103, 26. Juni 1832, S. 2 f.

¹⁸⁰ ebda., S. 3.

¹⁸¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 116, 28. Juni 1832, S. 1.

«[...] ich will mich in schönen Ruhestunden u[nd] sonst ganz in den seeligen Kreis deines kindlichen Gemüthes hineinleben, u[nd] ihm, was ich vermag jene geistige Richtung geben, die die Herzen bildet, unser Dasein adelt, u[nd] unserm täglichen Umgange die Würze eines stets verjüngten, unerschöpflichen Genusses spendet. Geistiger Genuss ist mir Bedürfniss, u[nd] wo sollte u[nd] könnte ich ihn lieber finden wollen als am eigenen Heerde, wo genussreicher als bei dir? Nur eine Frage über diess u[nd] jenes, u[nd] sie dir zu beantworten, macht mich immer schon unendlich glücklich; u[nd] besonders da ich aus Erfahrung weiss, dass deine *Gefühle* bei Be trachtung des Schönen u[nd] Guten immer mit meinen *wissenschaftlichen Ansichten* übereinstimmen. Ich wüsste auch nicht ein Mal, wo wir in der Beurtheilung dessen, was ins Bereich des Schönen, Guten, u[nd] Edlen fällt, nicht vollkommen einig gewesen wären. [...] – Du sollst meine Hausehre sein, u[nd] durch mich selbst soll dich Jedermann als solche erkennen.»¹⁸²

¹⁸² StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 116, 28. Juni 1832, S. 1.

IV. Das Brautpaar und die Religion

Sowohl Josephine wie Augustin vertrauten in guten wie in schlechten Tagen auf Gott und seine Macht. Hinter allem, was ihnen begegnete sahen sie die göttliche Führung. In ihrem Glauben fand Josephine Trost, wenn er nötig wurde. So versuchte sie auch Augustin zu trösten, als er seines Kommersliedes wegen in Hausarrest gesetzt wurde. «Lass uns in dem, was dir jetzt begegnet ist und noch begegnen wird, eine höhere Führung suchen», forderte sie ihn auf.¹⁸³ Sie bat ihn, Gott zu vertrauen und zu beten.¹⁸⁴ Augustin war überzeugt: «Gott verlässt die Seinen nie, auch im Unglück nicht!»¹⁸⁵ Am Ende jedes Jahres bedankte Josephine sich im Gebet für Gottes Führung, seinen Schutz und dafür, dass sie dadurch zuversichtlich ins neue Jahr blicken konnte. Gleichzeitig bat sie ihn um weitere sichere Leitung fürs neue Jahr, wie sie es täglich tat:

«[...] u[nd] freudig u[nd] innig lass uns Gott danken der uns so sicher geführt, vor so manchem Unglück welches uns hätte treffen können bewahrt hat, lass uns ihm danken, wenn wir zufrieden mit der Anwendung des verflossenen mit froher Zuversicht das bevorstehende [Jahr] antreten können! Täglich, u[nd] besonders heute bethe ich zu Gott um Kraft u[nd] Erleuchtung zum Guten, dass wir nie eigenwillig in Täuschung seinem heiligen Willen entgegen handeln mögen, dass Er seine Erkenntniss, sein Glauben, Lieben u[nd] Hoffen in uns eingehen lasse, damit wir nie wankend werden.»¹⁸⁶

Augustin sah in Glauben und Liebe «die Seele aller Tugend», «die starken Träger des Lebens».¹⁸⁷ All sein Tun und Wirken wollte er Gott, Vaterland und der Tugend und alles zusammen wiederum seiner Liebe zu Josephine widmen.¹⁸⁸ Den Ursprung aller Liebe sah Augustin in Gott. In ihm vereinigten sich alle Arten von Liebe zu einer grossen ganzen: «Gott ist die Liebe, d.h. der Umfang u[nd] Inbegriff alles Guten u[nd] Edlen, Schönen u[nd] Wahren, Grossen u[nd] Heiligen!»¹⁸⁹ schrieb Augustin an Josephine zum Tode ihrer Mutter. Er sah in allem, was er tat und wofür er es tat, letztlich Gott. Sein Leben Gott zu widmen, hiess, es im «Guten», «Edlen», «Schönen», «Wahren» zu verbringen. Augustin betonte stets, ein Katholik zu sein.¹⁹⁰ Er wäre «weder engherzig noch pedantisch,

¹⁸³ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 2*, undatiert, S. 1.

¹⁸⁴ ebda., S. 1f.

¹⁸⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 4, Weihnachten 1826, Briefende.

¹⁸⁶ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 5, 1. Jänner 1828.

¹⁸⁷ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 16, 13. Juli 1828, S. 3.

¹⁸⁸ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 17, 7. Oktober 1828, S. 1 f.

¹⁸⁹ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 34, 15.V.1830, S. 7

¹⁹⁰ Schib in Lebensbilder (wie Anm. 1), S. 170.

aber doch ein Katholik»,¹⁹¹ sagte er aus. Die Konfession wäre in vielen Bereichen des Lehrerberufs und des Familienlebens die Grundlage. Seinem persönlichen Bekenntnis wollte er in seiner Arbeit, in seinem Leben überhaupt gerecht werden. So wünschte er dem Erzieher: «Ein Christus-Beruf sei das ewige Ideal seines Lebens!»¹⁹² Gemäss seiner Überzeugung war der Glaube keine Frage von formellen Einrichtungen, sondern eine Frage der inneren Haltung. Diesbezüglich war er von den Überzeugungen der Aufklärung geprägt. Der Einzelne sollte frei von der Kirche seinen Glauben leben können. Augustin «wollte ein ‹rationalistischer Christ› sein, ein ‹Christ› und kein ‹Kirchler›», wie Schib sich äusserte.¹⁹³ Diese Haltung bedeutete jedoch keine Absage an den Katholizismus. Das belegt Augustins Aussage über Herder:

«Ich kann dir nicht beschreiben, wie mich sein unschuldiger, einfacher Sinn, seine heilige Begeisterung für das Gute, Schöne, Wahre, mit einem Wort für die Gottheit u[nd] dabei seine seelenvoll leuchtende Klarheit, sein reiner, freisinniger, grosser Glaube mit allmächtiger Kraft an sich fesselt. Und wenn ich mich dann frage: Wer hat denn diesen Glauben, diese Menschenliebe, diese Gemüthlichkeit, Reinheit u[nd] Unschuld gehegt, was für ein Wesen so gefühlt, geliebt, gedacht, so gestrebt u[nd] gesprochen? Und ich antworte mir: D[as] alles that Einer unseres Geschlechts – ein Mensch. Wie en[t]brennt denn von neuem der Glaube an Menschheit u[nd] Tugen[d] wie hebt sich mit erneuter Thatkraft das Selbstgefühl nach dem grossen Ziel, das Jedem gesagt ist. – Man klag[t] Herdern des heimlichen Katholizismus an. Mir scheint es e[r] sei der öffentlichste Katholik, den es je gegeben, d.h. kein Päpstler, sondern ein wahrhaft kristlicher Katholik – ein katholischer Mensch.»¹⁹⁴

Dass Religion für Augustin eine Frage der Lebenshaltung und nicht von formellen Einrichtungen war, wird hier offensichtlich. Josephine kannte Augustins Einstellung zur Kirche und zur Religion, als sie und er die Vorbereitungen für ihre Heirat zu treffen begannen, aber sie verstand sie nicht, konnte sich auch nicht vorstellen, welche Auswirkungen sie auf ihr künftiges Ehe- und Familienleben haben würde.

Josephine lebte und erlebte ihren Glauben volkstümlich traditionell. Das erklärt sich aus der Haltung der katholischen Kirche gegenüber der Volksfrömmigkeit. Im Gegensatz etwa zur protestantischen Kirche hatte die katholische Kirche Teile der Volksfrömmigkeit eingegliedert. Obwohl die Aufklärung alles «Unvernünftige» aus dem Gottesdienst und der Predigt zu verdrängen versucht

¹⁹¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 12, undatiert, überschrieben mit «Ein Entre-nous».

¹⁹² StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 41, 22. Januar 1831, S. 1.

¹⁹³ Schib in Lebensbilder (wie Anm. 1), S. 170.

¹⁹⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 13, nur mit Jahrzahl 1828 datiert – gemäss Inhalt an Josephines Namenstag, dem 19. März verfasst.

hatte,¹⁹⁵ herrschte im 19. Jahrhundert in der katholischen Kirche eine volksfromme Sinnlichkeit.¹⁹⁶ Eine Annäherung an Brauchtum und volkstümliche Tradition hatte stattgefunden. Sie förderte die Gemeinschaft und band das Volk an die Kirche. Die Beziehungen zu Gott waren brauchmässig geregelt. Zu den Leistungen für Gott gehörte neben der Erfüllung der kirchlichen Pflichten eine sittenstrenges Lebensführung im Sinne der zehn Gebote.¹⁹⁷ Dafür wurde von Gott nach einer bestimmten vorgeschriebenen Handlung eine bestimmte Leistung erwartet. Damit näherte sich die volkstümliche Auffassung der magischen Einstellung. Das Formale wurde ausschlaggebend. Das konnte bereits mit dem Einläuten des Gottesdienstes oder auf dem Weg zur Kirche mit bestimmten Gebeten beginnen, wurde über den vorgeschriebenen Ablauf beim Betreten der Kirche, das Gewand des Priesters, das Singen bestimmter Lieder bei bestimmten Anlässen etc. fortgeführt.¹⁹⁸ Der katholische Gottesdienst enthielt eine Fülle religiöser Symbolik. Dadurch dass der Katholizismus in vielem dem volkstümlichen Bedürfnis nach Veranschaulichung und Sinnlichkeit entsprach, stand er fest im Volksleben verankert. In Weihwasser, Weihrauch, in Weihgegenständen, unzähligen Benediktionen wurde die göttliche Kraft sichtbar und greifbar gemacht.¹⁹⁹ Das Verlangen, sich Gott zu nähern, äusserte sich in verschiedenen symbolischen Handlungen wie dem Hinaustragen des Allerheiligsten auf die Felder, dem Berühren des Kleides der Muttergottes an Marienstatuen, der Einverleibung Christi in heiliger Speise. Bis heute blieb der Katholizismus den Traditionen der Volksfrömmigkeit mehr verpflichtet als der Protestantismus. Das äussert sich bereits in der Anzahl der Sakramente, die der Protestantismus auf zwei beschränkte. Bis heute entspricht im katholischen Glauben das Wunder der Transsubstantiation, die Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi, der herkömmlichen magischen Denkweise – ganz im Gegensatz zum Protestantismus, in dem das Abendmahl während der Reformation rationalisiert wurde.²⁰⁰

Für Josephine war Lebensführung nach christlichen Grundsätzen Pflicht. Ihr Glaube an Gott gab ihr Vertrauen und Zuversicht. Er war die Grundlage all ihrer Absichten und ihrer Handlungen. Josephine wollte tugendhaft ihr Leben verbringen, gut und edel sowohl im christlichen wie im zeitgenössisch sittlichen Sinne werden, sich das Schöne im Leben mit ihrer christlichen Lebensführung verdienen. Sie betrachtete Religion als Grundlage des Familienlebens, wie im Kapitel über die Rollenteilung dargestellt wurde. Im Gegensatz zu Augustin

¹⁹⁵ Weiss, Richard. – Volkskunde der Schweiz. – Erlenbach, Zürich, 1978, S. 304.

¹⁹⁶ Hauser (wie Anm. 36), S. 288.

¹⁹⁷ Weiss (wie Anm. 195), S. 305.

¹⁹⁸ Hauser (wie Anm. 36), S. 288 ff.

¹⁹⁹ Weiss (wie Anm. 195), S. 308.

²⁰⁰ ebda., S. 309.

lebte sie ihren Glauben aber im volkstümlich traditionellen Sinn. Nach Josephines Meinung war die Pflege der kirchlichen Bräuche und Riten Bestandteil des religiösen Lebens. Diese Ansicht teilte Augustin nicht. Kirchliche Bräuche und Traditionen gehörten seiner Ansicht nach in einen anderen Bereich, in den kirchlichen. Die beiden Bereiche, den religiösen und den kirchlichen trennte er strikt. Kurz vor dem Brautgespräch beim Priester geriet er mit Josephine darüber in den heftigsten Streit. Die Auseinandersetzung gefährdete die Beziehung ernsthaft und stellte die geplante Heirat in Frage: Im Mai 1832 ergriff Josephine eine tiefe Traurigkeit. Josephines betreffender Brief ist nicht erhalten. Einige Hinweise darauf gibt uns Augustins Antwortschreiben. Josephines Vorfreude auf ihre Heirat war verschwunden, sie hatte sogar Todesgedanken und zog sich mit allerlei Ausflüchten, Andeutungen auf Zweifel und Ängste von Augustin zurück. Augustin stand vor einem Rätsel. Er ahnte nur vage, wo der Grund für Josephines Niedergeschlagenheit liegen könnte:

«Josephine [...], ich bitte dich, wozu solche Todesgedanken? woher diese Zerstörung deines innern, harmlosen Lebens? wohin ist so plötzlich u[nd] ganz geschwunden jene deine kindliche Freude, u[nd] glückliche Sehnsucht nach dem Augenblick unserer Verbindung? warum die Zaghaftigkeit, der sonderbare Kampf, die trübe Hoffnungslosigkeit bei dem nun schnellen Heraneilen unsers längstgeträumten u[nd] ersehnten Glückes? – Mein Gemüth wird bei diesen Fragen von tausend langen Gedanken u[nd] Sorgen umlagert, bei denen ich, ob sie Zweifel seien, zweifeln muss. Ich sehe [...] wie dein gemüthliches Dasein in dir so schmerzlich zerrissen ist, u[nd] das thut mir weh. Ich möchte, ich muss dir deine Ruhe, deinen Frieden wiedergeben. Aber wie kann ich, wenn du so ganz nichts mehr zu hoffen scheinst? Hegst du etwa Zweifel an unserm künftigen Glück?»²⁰¹

Josephine teilte Augustin förmlich mit, dass sie seine Fragen nicht beantworten mochte und sich missverstanden fühlte: «Du hast mich dieses Mal nicht verstanden [...].»²⁰² Gleichzeitig beteuerte sie jedoch, dass ihr sein Brief sehr wohl getan hatte, dass ihre Niedergeschlagenheit aber wiederum nur von einer körperlichen Schwäche herrührte, die sie im Augenblick plagte, und nicht im Zusammenhang mit ihrer Beziehung stünde. Ohne zu wollen, hätte sie ihm ihre «ganze Schwachheit u[nd] Verzagtheit» offenbart. Sie bestand darauf, dass er den Grund für ihren Kummer einzig in ihrem körperlichen Unwohlsein und nicht «in der Aussenwelt» suchte.²⁰³ Aus den folgenden Briefen ist nichts mehr von Josephines Traurigkeit zu spüren. Doch neun Tage später berichtete Augustin von einer Enttäuschung, die ihn so sehr getroffen hatte, dass er danach keine Lektionen mehr erteilen mochte. Lisette Ruepp hatte ihn verlorener Sitten und

²⁰¹ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 108, 9. May 1832, S. 1.

²⁰² StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 87, 15. Mai 1832, S. 1.

²⁰³ ebda.

«angenommener Rohheiten» bezichtigt, ihm eine Rüge erteilt und ihn gewarnt, Josephine nicht mit noch mehr Rohheiten unglücklich zu machen.²⁰⁴ Augustin war entsetzt und tief getroffen, wollte sich in seiner ersten Wut von Josephine zurückziehen:

«[...] wohl, Roheiten u[nd] Entstiftung sollen meiner künftigen Frau keine Schmerzen verursachen; denn ich gebe [...] mein hl. Ehrenwort, ich führe meine Braut nicht zum Altar bis ich ihr einen wiederum sittlichen u[nd] nicht mehr rohen Bräutigam mitbringen kann, u[nd] damit ich sie nicht verblende u[nd] täusche, so will ich ihr bis dorthin meine Gedanken, Gesinnungen u[nd] Gefühle weder brieflich noch mündlich mittheilen [...]; was ich fühle, denke, glaube, wess ich überzeugt bin, will ich leis u[nd] ungehört vergraben, tief in das eigene Herz [...].»²⁰⁵

Josephine suchte den Grund für Lisettes Verärgerung und Rüge zuerst in der Politik: «am Ende ist es wohl gar wieder die unglückliche politische Verstimmung, die mit ihren langen Armen auch hier sich einnistete?»²⁰⁶ Doch dann gestand sie Augustin gegenüber ein, dass sie «seit längerer Zeit eine allmähliche Veränderung u[nd] Verstimmung» an ihm feststellte, die sie auch schon verletzt hatten: «[...] u[nd] verwundend u[nd] schmerzlich griffen mir öfters einzelne Worte, Gedanken u[nd] Handlungsweise in die Seele [...].»²⁰⁷ Sie bekannte ihm schliesslich den Grund für ihre tiefe Traurigkeit:

«Ich muss dir hier noch den herbs[ten] Schmerz nennen, den du mir in meinem Leben machtest; denn noch immer ist die Wunde nicht vernarbt u[nd] blutet in einzelnen Augenblicken noch so schmerzlich fort, u[nd] du ahnest es nicht, u[nd] es ist dir so ein Leichtes sie zu heilen. Das war letzte Ostern, als du unsere Geistlichkeit, u[nd] kirchlichen Gebräuche schmähend, mir so kalt u[nd] bestimmt versagtest das heilige Abendmahl mit mir zu geniessen.»²⁰⁸

Josephine hatte das erste gemeinsame Abendmahl mit Augustin sehr viel bedeutet. Es war Brauch, dass der Bräutigam an Ostern mit der Braut zum Abendmahl ging und so allen anderen Gemeindemitgliedern seine Heiratsabsichten kundtat.²⁰⁹ Auf den Augenblick, mit ihm zusammen vor den Augen aller anderen nach vorne an den Altar zum Abendmahl zu schreiten, hatte Josephine sich gefreut. Sie hatte bisher geglaubt, in allen wichtigen Punkten der Religion mit ihm einig zu sein, hatte gedacht, dass er ihrem gemeinsamen Glauben treu geblieben war, und sah sich nun getäuscht:

²⁰⁴ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 110, 24. Mai 1832, S. 1.

²⁰⁵ ebda., S. 2.

²⁰⁶ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 99, 25. Mai 1832, S. 2.

²⁰⁷ ebda., S. 3.

²⁰⁸ ebda.

²⁰⁹ vgl. Keller, Arnold (wie Anm. 1), S. 152.

«Der Gedanke, dass ein Glaube, eine Liebe, eine Religion uns verbinde, die Freude die ich hatte, dass du ihr treugeblieben, der unnennbare Genuss mit dir einmal zum Tische des Herrn zu gehen, war mir immer so beseeligend dass mein Inneres nicht anders als zerrissen werden musste, als ich einzusehen glaubte, dass all diese Glückseeligkeit nur eitler Wahn sei [...].»²¹⁰

Josephine hoffte einmal mehr, der Anschein trügte und Augustin hätte nicht gemeint, was er sagte und tat.²¹¹ Augustin fragte Josephine an, ob sie ihn nicht mehr liebte, weil er ihrer Ansicht nach sündhaft gehandelt hatte, oder ob sie die kirchliche Form über die menschliche Tugend stellte: «Oder hast ob deinen religiösen Zweifeln den sittlichen Menschen vergessen, vergessen ob der kirchlichen Form die menschliche Tugend, des Sterblichen Göttlichen u[nd] alleinigen Werth!»²¹² Auf zweieinhalf Briefseiten beschrieb er seine Haltung zu Gott und zur Kirche, legte er ihr sein Glaubensbekenntnis in seiner Bedeutung für ihr künftiges gemeinsames Leben dar. Gleich zu Beginn äusserte er bestimmt, dass sein Glaube ihrem künftigen Zusammenleben «ein Gesetz» und für den endgültigen Entschluss zur Heirat entscheidend wäre.²¹³ Sein folgendes Bekenntnis ist aufschlussreiches Zeugnis seiner Haltung zur Kirche, wie er sie sowohl im Familienleben als auch im öffentlichen Bereich seiner Tätigkeiten vertrat und durchsetzte:

«Meine Religion ist keine äussere, unter keinerlei Form, mein Glaube ist kein Fühlen, Meinen, dunkles Ahnen, er ist hohe, heilige, wissenschaftlich begründete Überzeugung, meine Liebe ist kein Traum, kein Sturm u[nd] unbewusster Drang des Gefühls, sondern Leben, thatkräftig u[nd] mit Bewusstsein. Der Boden, auf dem meine Religion gepflanzt ist u[nd] lebt, ist die göttliche Vernunft, u[nd] der Himmel der sie bethaut, mein Gemüth. Der Säemann meiner Religion, ihr Pfleger u[nd] Wärter ist Christus in seinem heiligen Evangelium, aber auch er, der Hochheilige, der Gottessohn allein, u[nd] sonst keiner, keiner weder in Rom noch in Konstantinopel. Ich bin also ein Christ, u[nd] bin so stolz darauf u[nd] bin es in solcher Begeisterung u[nd] Kraft, dass ich jeden Augenblick für des Kristenthums Wahrheiten, die da aus dem Munde meines Christus giengen, froh in den Tod gehe.»²¹⁴

Die Wahrheiten des Christentums fände er einzig im Evangelium. Wer auch immer sie entstellte, falsch deutete und statt ihrer Götzen hinstellte, den würde er bekämpfen. Mit dieser Grundhaltung trat Augustin der Geistlichkeit sowie der Kirche, ihren Bräuchen und Symbolen gegenüber:

²¹⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 99, 25. Mai 1832, S. 3 f.

²¹¹ ebda., S. 4.

²¹² StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 111, 27. Mai 1832, S. 1.

²¹³ ebda.

²¹⁴ ebda., S. 1f.

«Mir ist die Geistlichkeit nicht Religion, sogenig als das, was sie thut. Denn Religion macht nur Gott durch die Offenbarung einer göttlichen Vernunft. Der Priester ist nur ihr Diener, u[nd] nicht der Stellvertreter Christi, sondern sein Knecht, wie wir, nur soll er der würdigste unter uns sein. Der Heilige, der Göttliche kann von keinem Sünder, von keinem Menschen vertreten werden. Was Menschenhände u[nd] Menscheninne aus dem zerstörten pomphaften Heidenthume Asiens, Ägyptens u[nd] Afrikas mit sich in das Christenthum hinübergenommen, u[nd] der schaulustigen Menge in rohen Zeiten vorgeführt haben um ihre Gefühle für höhere Einflüsse zu wecken, ficht mich nicht an; wer dieser Mittel zur andächtigen Stimmung bedarf, dem vergönne ich sie, mich tragen die Flügel meines Geistes himmelwärts; ein Frühlingstag oder ein Gewitter, eine schöne That oder herrliche Musik, ein gutes Gemählde oder ein guter Mensch stimmt mich zum Gebet wann u[nd] wo ich sei; u[nd] wenn mir diese mangeln, u[nd] das Herz sehnt sich nach Andacht, so versammle ich mich mit der Gemein[d]e im Tempel, nicht um daselbst Gott zu finden, oder ihn den Unbegreiflichen, Allmächtigen im Brode zu sehen u[nd] zu verehren, sondern *in mich geschlossen ihn anzubeten im Geiste u[nd] in der Wahrheit*, u[nd] mich zu stärken fürs beschwerliche Leben, u[nd] zu forschen nach seiner ewigen Wahrheit.»²¹⁵

Augustin machte Josephine gegenüber auch gleich klar, dass seine religiöse Haltung unabänderlich feststünde, «dass sie kein Sturm des Schicksals u[nd] des Lebens je nur verrücken wird.»²¹⁶ Seine Gedanken zur österlichen Andacht schrieb er in einem nachträglichen Einschub an dieser Stelle des Briefes nieder. Er betrachtete einzig das österliche Abendmahl als das ursprüngliche, als grosses «Gedächtnissmal». Zu dieser Feier wollte er sich jedoch nicht zwingen lassen und sie erst recht nicht «zu irgend einer Art Schauspiel» missbrauchen:²¹⁷

«Ich werde daher weder mit dir noch sonst jemand zu dem hl. Tische besonders gehen, sondern nur mit der Gemein[d]e wie die Apostel, wo ich bei dem schönen Liebesmale in meinem Feinde einen Bruder, wie in dir meine geliebte Schwester in Christus finde u[nd] liebe.»²¹⁸

Sein Glaube war für ihn von grösster Bedeutung. Er betonte daher noch einmal, dass er an ihm «heilig u[nd] unabänderlich» festhalten würde, erklärte aber auch, dass er ihn niemandem, später einmal selbst seinem eigenen Kind nicht, aufdrängte. Josephine bat er, sich noch einmal reiflich zu überlegen, ob sie mit ihm zusammenleben wollte, «denn es wird, u[nd] muss sogar auf unser ferneres Verhältniss vollgewichtigen entscheidenden Einfluss haben. Im Ehestand wäre die Lösung einer solchen Frage zu spät.»²¹⁹

²¹⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 111, 27. Mai 1832, S. 2 f.

²¹⁶ ebda., S. 3.

²¹⁷ ebda.

²¹⁸ ebda.

²¹⁹ ebda.

Josephine gab Augustin zu verstehen, dass sie nie daran gezweifelt hatte, dass er sich sittlich und tugendlich verhielt: «[...] der Gedanke, das blosse Wort, dass eines von uns sich je von Tugend u[nd] Sitte entfernen könne, bleibe ewig ferne von uns!»²²⁰ An seine eigene Aussage anknüpfend besänftigte sie ihn ausserdem mit der Versicherung, dass er und sie sich in den grundsätzlichsten Fragen der Religion ja stets einig gewesen waren und auch «in den Nebensachen» eine Übereinstimmung finden würden. Sie war allerdings zu aufgewühlt, um in ihrem Schreiben näher auf sein Bekenntnis einzugehen. Sie wünschte eine persönliche Aussprache²²¹ und fragte, ob sie bis dahin noch einmal darauf eingehen müsste:

«Du weisst u[nd] sagst es [...] dass, was das Innerste u[nd] Höchste, das Heiligste im Menschen, die Religion anbetrifft, in der Hauptsache wir schon lange einig sind, u[nd] Gott Lob nicht erst seit gestern uns verstehen [...]. Was nun Nebensachen sind, wo wir noch verschieden denken, so hoffe u[nd] glau[be] ich zuversichtlich, dass wir uns bald ganz vereinen werden. Und desshalb gehe ich auch heute auf diese Fragen nicht weiter ein. O, die Möglichkeit, u[nd] von *dir* gezeigt, dich jetzt noch zu verlieren hat mich so sehr ergriffen, dass ich über diese Sache ruhig einzugehen, nicht ruhig genug bin. An dir sei es zu entscheiden, ob ich noch darauf einzugehen habe?»²²²

Augustin war nicht zufrieden, reagierte verärgert, weil Josephine die Angelegenheit seiner Meinung nach zu wenig ernst nahm: «Ich nehme weder euere ‹Klagen u[nd] Zweifel [...] noch meine ausgesprochene religiöse Überzeugung so ganz leicht hin, wie du die Sache, ich weiss nicht aus welchem Grunde zu betrachten scheinst.»²²³ Er bezweifelte, dass sie beide in den Grundsätzen der Religion einig gingen:

«Ich will dir wohl zugeben, obschon ich keine Beweise dafür habc, dass wir in der Hauptsache einig seien; wie aber, wenn du dann einen solchen Werth oder doch solches Gewicht auf die Nebensachen legst, dass es dir so schmerzlich in die Seele greift, wenn du sie von mir nicht in gleichem Maasse verehrt, ja sogar in vieler Beziehung verabscheut siehest! – Das kann u[nd] wird auch auf unser künftiges Verhältniss, wie ich schon bemerkt nicht ohne Einfluss sein, u[nd] meine letzthin gestellte, von dir schon lang beantwortet geglaubte Frage ist eine Vorfrage, die ich durchaus *vor unserer Verbindung* bestimmt u[nd] klar gelöst wissen will.»²²⁴

Augustins grösste Sorge war, ob Josephine darauf bestand, dass er ihre volkstümlich religiöse Glaubenshaltung teilte und daran teilhatte. Aufschlussreich

²²⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 90, 30. Mai 1832, S. 2.

²²¹ ebda., S. 1.

²²² ebda., S. 3.

²²³ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 112, 4. Juni 1832, S. 1.

²²⁴ ebda.

erscheint dabei, dass er in seiner Anfrage sein jahrelanges wissenschaftliches Studium ihrer «weiblichen Ansicht mit den damit verbundenen Vorurtheilen» gegenüberstellte, und damit sein Bekenntnis im Gegensatz zu ihrem als wissenschaftlich fundiert darstellte. In einem Nebensatz liess er jedoch erkennen, dass er ihren Glauben im übrigen achtete:

«Ich muss wissen, – denn ich bin es meinem Charakter u[nd] meiner Bildung schuldig – ob sich meine wissenschaftliche, aus jahrelangem Geschichtsstudium sich gebildete Überzeugung deiner weiblichen Ansicht mit den damit verbundenen Vorurtheilen, die ich übrigens schätze, einst in jenen Nebensachen unterwerfen solle, u[nd] ich vor jedem aufgesteckten Gessler-Hute, trotz meines tiefsten Unwillens, trotz meiner heiligsten Überzeugung, blos dem lieben Hausfrieden zu Ehren ein erzwungenes, hohles, erheucheltes Kompliment zu machen habe. Das muss ich wissen – es gehört, weil mir *meine* Religion zu theuer u[nd] heilig ist, durchaus zu meinem Seelenfrieden.»²²⁵

In Äusserlichkeiten und in seiner Lebensführung wollte Augustin sich durchaus nach Josephines Anweisungen richten, aber geistig wollte er frei bleiben, um sich selber vervollkommen, d. h. seine ihm geliehene unsterbliche Seele für das ewige Leben nach dem Tod vorbereiten zu können:

«Gerne gebe ich mein ganzes äusseres Sein u[nd] Leben an die Zügel deiner liebenden Hand; aber meinen unsterblichen Geist, den Jeder, [...] nach dem verliehenen Pf[a]nde seiner ewigen u[nd] göttlichen Bestimmung näher zu bringen u[nd] zu vervollkommen hat, möchte ich frei u[nd] vor jeder Hemmung gesichert wissen.»²²⁶

Josephine betonte noch einmal, dass sie die Frage eigentlich gerne persönlich mit ihm ausdiskutiert hätte. Sie fühlte sich missverstanden, und legte klar, dass sie die Angelegenheit nicht auf die leichte Schulter nahm, wie Augustin dachte. Dennoch musste sie Augustin gestehen, dass sie ihn nicht ganz verstand.²²⁷ Er hätte sie mit seiner Weigerung, zum Abendmahl zu gehen, und mit seinen Ausbrüchen gegen von ihr «hoch geehrte, Gebräuche, Handlungen u[nd] Stände» verletzt.²²⁸ Sie hätte sein Bekenntnis gelesen und darin gefunden, was sie schon lange wusste, was sie an ihm am meisten schätzte und was für ihr Glück «unumgänglich nothwendig» wäre: «Das nannte ich die *Hauptsache*, auch der alleinige Stützpunkt *meiner* Religion, u[nd] hierin fand ich uns einig.»²²⁹ Interessant erscheint dann Josephines nächste Bemerkung, sie hätte die übrigen Facetten der Religion, die sie als Nebensachen bezeichnete, alle ihrem Bereich zugeordnet und daher gehofft, dass Augustin sie ihr auch überliesse; sie hätte

²²⁵ StAAG NL.A 095/002, Briefe an seine Frau (wie Anm. 47), Fasz. 112, 4. Juni 1832, S. 2.

²²⁶ ebda.

²²⁷ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 100, 6. Juni 1832, S. 1.

²²⁸ ebda., S. 2.

²²⁹ ebda.

so Zeit gehabt, allmählich zu «besserer Erkenntniss» zu gelangen. Erstaunt hatte Josephine entdecken müssen, dass Augustin Furcht vor diesen «Nebensachen» zeigte:

«Die *Nebensachen* glaubte ich alle auf meiner Seite, u[nd] hoffte dafür einstweilen von dir geschont, u[nd] nach u[nd] nach zu besserer Erkenntniss zu gelangen, u[nd] das *nichtige* abzulegen. Du aber [...] scheinst dich vor diesen Nebensachen zu fürchten, u[nd] sagst: < auch keine Beweise zu haben, dass wir in der *Hauptsache* einig seien. > Ist das dein Ernst? Hast du keine Beweise aus der Gegenwart, keine Beweise aus der Vergangenheit? ist keine Stimme in deinem Herzen, die für meine Religiosität spräche? *Du* hast keine Beweise? »²³⁰

Josephine war demzufolge bereit, das zu tun, wozu Augustin seinerseits nicht bereit war – ihre eigene Haltung zu den kirchlichen Bräuchen noch einmal zu überdenken und fallen zu lassen, was ihr danach nicht mehr wichtig erschien. Sie war empört von Augustin vernehmen zu müssen, dass er auch ihre Übereinstimmung in der religiösen Grundhaltung anzweifelte. Das hing daran, dass Augustin Josephines Einstellung zu den von ihr «Nebensachen» genannten kirchlichen Traditionen und Bräuchen elementar wichtig erschien. Er wusste, dass sie ihren katholischen Glauben über diese Bräuche und Gepflogenheiten definierte. Josephine ahnte es und brachte es in einem nächsten Absatz zur Sprache:

«Es ist wahr, mein Glaube, meine Religion, hängt noch an manchem Äussern; aber sie hängt nur daran, u[nd] hält nur darum heilig, weil jederzeit mein ganzes Gemüth nur den Throne Gottes näher führte. Die *katholische* Religion, auf die ich getauft, in der ich erzogen, die ich von meinen Vätern u[nd] Vorvätern geerbt, u[nd] mit besonderer Vorliebe von meiner guten Mutter eingesogen habe, liegt mir vor allen besonders am Herzen; ich werde ihr treu bleiben, u[nd] ihre Gesetze u[nd] Gebräuche bis zum letzten Athemzug beobachten. »²³¹

Josephine verstand den katholischen Glauben anders als Augustin. Für sie gehörten kirchliche Bräuche dazu, waren Bestandteil des katholischen Glaubens. Josephine rechtfertigte sie über die Tradition: Sie waren ihr in ihrer Familie seit ihrer Kindheit vertraut, ihre Väter und Vorväter hatten sie bereits ausgeübt, und sie selber war nicht bereit, sie nun fallen zu lassen. Gleichzeitig hielt sie fest, dass sie jedoch niemanden, der anderer Ansicht war als sie, der Ungläubigkeit bezichtigen würde.²³² Sie war sich bewusst, dass die Frage ihre Eheschliessung beeinflussen würde, verstand aber nicht, warum Augustin sie unbedingt vorher

²³⁰ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 100, 6. Juni 1832, S. 2.

²³¹ ebda., S. 2 f.

²³² ebda., S. 3.

geklärt haben wollte. Schliesslich war Augustin die kirchliche Gläubigkeit seit seiner Kindheit aus seiner eigenen Familie bekannt und vertraut:

«Es ist wahr, unsere Einigkeit hierin, wird auf *unsere Verbindung* Einfluss haben. Wie du aber, «diese Frage noch vor jener bestimmt u[nd] klar gelöst wissen willst», versteh ich nicht. Ich glaubte nicht, dass mein Festhalten an dieser Religion, die du als Kind liebtest, die dein Vater u[nd] deine Mutter dir heilig gemacht haben, dir ein Anstoss sein sollte; u[nd] doch scheint es beinahe so!»²³³

Hierauf lenkte Josephine Augustins Gedanken noch einmal auf das österliche Abendmahl. Sie betonte, dass ihre Auseinandersetzung nie entstanden wäre, wenn Augustin an Ostern nach seinem Besuch bei ihr in Aarau in Sarmenstorf das Abendmahl genommen hätte. Da er dies jedoch nicht getan hatte, musste sie denken, dass er den Glaubensgrundsätzen untreu geworden war. Damit widerlegte sie indirekt auch Augustins Behauptung, dass sie aus dem Abendmahl ein Schauspiel hätte machen wollen. Augustins Frage, ob er sich nun ihrem Glauben anpassen müsste, verletzte Josephine.²³⁴ Auffallenderweise bezeichnete sie Augustin nach dessen Bekenntnis als wahren Christen, während sie sich dem katholischen Christentum zuordnete. Die unterschiedlichen religiösen Auffassungen stellten für sie kein Ehehindernis dar. Sie verlangte gegenseitigen Respekt, auch wenn sie – der fehlenden Bildung wegen, wie sie meinte – nicht in allen Punkten mit ihm einig gehen konnte:

«Ich verlange nichts von dir, als Schonung dessen, was mir heilig ist. Ich werde nicht eigensinnig an etwas Äusserm festhalten sobald du mich zu einer bessern Überzeugung führen kannst, aber das musst du nicht anfangen mit Schmähen u[nd] Lächerlich machen. Weil es mir an der gehörigen Bildung fehlt, so werde ich nicht in alle deine Ansichten eingehen können, aber ich werde dich auch in jenen ehren, die ich nicht versteh; dagegen werde ich abermals Schonung von dir verlangen, wo dir meine Gefühle unerklärlich sind. [...] Schone mich in meinem *katholischen* Christenthum, u[nd] ich werde in dir stets u[nd] ewig den *wahren Christen* lieben u[nd] verehren!»²³⁵

Für viel schwerwiegender beurteilte Josephine Unfähigkeit zum Gespräch und gegenseitige Verständnislosigkeit im Grundsatz des Glaubens:

«Unglücklich würde mich eine Verschiedenheit der Ansichten nur dann machen, wenn wir unsere religiösen Überzeugungen uns gegenseitig nicht mittheilen dürften; u[nd] wenn diese Verschiedenheit so gross wäre, dass wir auch da, wo wir einig sein sollten, uns nicht verstünden.»²³⁶

²³³ StAAG NL.A 095/002, Briefe seiner Braut (wie Anm. 11), Fasz. 100, 6. Juni 1832, S. 3.

²³⁴ ebda.

²³⁵ ebda., S. 3 f.

²³⁶ ebda., S. 4.

An dieser Stelle brach die briefliche Auseinandersetzung ab. Josephine besuchte kurz darauf Augustin in Luzern. Dort wurde allem Anschein nach eine Einigung gefunden; denn ein paar Tage später hatten die beiden beim Priester ihr Brautgespräch.

Schlusswort

In Josephine Pfeiffer und Augustin Keller begegnet uns ein Brautpaar, das sich den Schritt ins Eheleben ernsthaft und sorgfältig überlegte. Vor dem Hintergrund zeitgenössischer rechtlicher, gesellschaftlicher und kirchlicher Normen betrachtet, war eine gründliche gegenseitige Prüfung gerechtfertigt. Der Schritt in die Ehe war endgültig und unwiderruflich, Rollen- und Aufgabenteilung in der Ehe von vornherein festgelegt und unabänderlich. Obwohl seit der Aufklärung, verstärkt noch durch die Romantik, die Liebesheirat propagiert wurde, waren die Brautleute vorsichtig. Die Liebe stellte für die Ehe nur eine Stütze von mehreren dar.

Josephine und Augustin zogen die äussere Form ihrer künftigen Ehe mit strikter Rollen- und Aufgabenteilung nie in Zweifel. Sie entsprach dem zeitgenössischen Idealbild und war selbstverständlich. Sie sollte die Grundlage ihres Alltages im eigenen Haushalt bilden. Vor ihrem Hintergrund fanden ihre Gespräche und Diskussionen statt. Darin ging es um den Gehalt der ihnen vorgegebenen Rollen, um die Stellung des Einzelnen innerhalb ihrer Beziehung. Sowohl Augustin wie Josephine stellten die zu ihrer Zeit üblichen Anforderungen an eine Ehefrau bzw. an einen Ehemann. Josephine sollte fleissig, fröhlich, verschwiegen und schicksalsergeben sein. Auf Sittlichkeit, Aufopferungsbereitschaft, Fürsorge, steten Frohmut und Schicksalsergebnis – die sogenannten Herzenstugenden – legte Augustin besonderes Gewicht. Auf ihnen beruhte seine Liebe zu Josephine, wie sich bereits zu Beginn ihrer Bekanntschaft zeigte. Durch sie hoffte Augustin seinen eigenen inneren Frieden zu finden. Denn nach seiner wie nach zeitgenössischer Auffassung überhaupt übernahm Josephine in ihrer Familie auch die Aufgabe einer Hüterin der Moral. Doch er stellte sich diese passiv vor. Josephine sollte ihm zuhören, damit er die Möglichkeit erhielt, durch Erzählen Wut und Aggression abzubauen, sich eigene Fehler bewusst werden zu lassen.

Josephine widersprach Augustin in keinem dieser Punkte. Es handelte sich dabei um Eigenschaften, die allgemein den Frauen zugesprochen und von ihnen gefordert wurden. Ihre Eltern hatten sie ihr über ihre Erziehung vermittelt. Ihre Mutter war ihr dabei Vorbild. Doch mit dem Herannahen des Hochzeitstermins verspürte sie einen hohen Erwartungsdruck. Zweifel wurden wach. Gesundheitliche Beschwerden machten sich bemerkbar. Am meisten plagte sie die Vorstellung, dass Augustin sie bei fehlenden Aussichten auf Elternschaft verlassen könnte. Doch Augustin stellte die Ehe im Gegensatz zu zahlreichen anderen Zeitgenossen ganz auf die Grundlage der gegenseitigen Zuneigung und Liebe. Vaterschaft stand für ihn an zweiter Stelle. Selbst wenn Josephine krank würde, wollte er sein Leben an ihrer Seite verbringen. So reagierte er auf ihre Kümmernisse verärgert, konnte ihnen kein Verständnis entgegenbringen.

Josephine ihrerseits schätzte an Augustin seine starke Persönlichkeit und erwartete in ihm eine kraftvolle Stütze in schwierigen Zeiten. Sie wollte mangels eigener Bildung und Weltgewandtheit von ihm geführt und angewiesen werden. Ausserdem freute sie sich über den Fleiss, den Augustin während seines Studiums und später in seinem Beruf als Lehrer an den Tag legte. Sie warnte ihn jedoch davor, ehrgeizig zu sein; denn Ehrgeiz würde ihm nur Neid eintragen. Ihre Vorstellungen eines Ehemannes unterschieden sich somit ebenfalls nicht vom betreffenden zeitgenössischen Idealbild. Sie hatte jedoch auch einiges an Augustin zu bemängeln. So gaben ihr seine oft wenig gefühlvollen, rücksichtslosen Äusserungen zu denken. Augustin vertrat die Meinung, dass sie ihn so kennen lernen sollte, wie er war. Er wäre kein «Aufwärter und Diener», sondern ihre Stütze und ihr Beschützer. Trotzdem überlegte er sich einige Monate vor der Heirat, ob er Josephine gegenüber nicht manchmal zu heftig reagierte. Ganz besonderes Gewicht legte Josephine auf Offenheit und Vertrauen. Dazu wollte sie Augustin eine ebenbürtige Gesprächspartnerin werden. Sie litt unter dem Bildungsgefälle zwischen ihr und Augustin und versuchte sich weiterzubilden. Sie tat dies auf Gebieten, die zwar Augustins Studienfächern angepasst waren, aber nur so weit, als sie ihrem eigenen Interesse entsprachen. Dabei orientierte sie sich an weiblichen Vorbildern, die sich durch eine gute Allgemeinbildung, selbstbewusstes Auftreten und selbstständiges Denken auszeichneten. Gegenüber Augustin verteidigte sie ihre Bemühungen. Allzu sehr wollte sie sich darin jedoch seinen Bedürfnissen nicht anpassen, denn so «komod» sollte er es nicht bekommen. Augustin bremste Josephine anfänglich. Bildung stellte für ihn eine Äusserlichkeit dar, die zwar erstrebenswert war, die inneren Werte einer Frau aber nicht übertreffen konnte. Doch er unterstützte Josephines Bestrebungen, soweit sie dem Hausgebrauch dienten. Hierin widerspiegelte seine Haltung seine politisch liberale Einstellung. Eine verständige Ehefrau war eine interessante Gesprächspartnerin und außerdem eine fähige Gehilfin. Denn eine gut unterrichtete Mutter konnte ihre Kinder zu vernünftigen Staatsbürgern erziehen.²³⁷ Entsprechend verhielt es sich mit Josephines außerhäuslichen Tätigkeiten. Augustin unterstützte Josephine und Lisette Ruepp, als sie sich für die Gründung eines eidgenössischen gemeinnützigen Frauenvereins einsetzen wollten. Denn auch darin half er letztlich der Verwirklichung liberaler Vorstellungen, wie Beatrix Mesmer in diesem Zusammenhang feststellte:

«Es gehörte ja gerade zum bürgerlichen Selbstverständnis, dass gesellschaftliche Aufgaben und Probleme so weit als möglich durch den Zusammenschluss der Betroffenen gelöst werden sollten, und es schien nur systemkonform, dieses Organisationsprinzip auch auf die Frauen anzuwenden.»²³⁸

²³⁷ Mesmer (wie Anm. 22), S. 43.

²³⁸ ebda., S. 55.

Josephines grösste Befürchtung war, dass Augustin seine Achtung vor ihr verlieren und sie öffentlich blossstellen könnte. In einer brieflichen Aussprache mit ihm bedingte sie sich aus, dass er ihr nie seine Geringschätzung zeigen, sondern das Gespräch mit ihr suchen würde. Auf dem Gebiet, auf dem sie durch Augustins Haltung am empfindlichsten getroffen wurde, bekundete sie selber Mühe, sich Augustin gegenüber zu öffnen. Es handelte sich dabei um die persönliche religiöse Einstellung. Sie hatte den nachhaltigsten Einfluss auf Augustins und Josephines Beziehung. Denn nach zeitgenössischer Auffassung war die Religion das bindende Element zwischen den Ehepartnern. Stimmten Braut und Bräutigam hierin nicht überein, kam die Ehe nicht zustande. Augustins Haltung der Religion gegenüber war von der Aufklärung und vom Liberalismus geprägt. Er war kein kirchlicher, sondern ein rationaler Christ. Den Bräuchen und Einrichtungen der katholischen Kirche sowie der Geistlichkeit stand er ablehnend gegenüber. Das Hauptgewicht legte er auf die eigene innere Beziehung zu Gott, die sich durch eine christliche Lebensführung auszeichnete. Kirchliche Gebote und Bräuche waren seiner Ansicht nach nebенächliche Äusserlichkeiten und nicht mit wahrhaft religiösem Sinn erfüllt. Im Gegensatz zu ihm praktizierte Josephine ihren katholischen Glauben in traditionell volkstümlichem Sinn. Die Einhaltung der kirchlichen Bräuche und Gebote gehörte in ihren Augen zu einer christlichen Lebensführung und brachte die Gläubigen näher zu Gott. Sie berief sich dabei auf die Tradition und argumentierte, die Väter und Vorväter ihrer Familie hätten den katholischen Glauben bereits auf diese Weise ausgeübt, und sie würde es nicht anders halten. Ganz selbstverständlich hatte sie im Hinblick auf die Rollenteilung in ihrer Ehe die Ausübung des Glaubens ihrem Bereich zugeordnet und nicht damit gerechnet, dass Augustin ihr darin widersprechen würde. Augustin war keinesfalls bereit, sich ihr in dieser Frage anzupassen, und erklärte, die Verlobung lieber aufzulösen, als seinem innersten Glauben untreu werden zu müssen. Josephine bestand darauf, ihre Religion auch nach der Eheschliessung auf ihre Art ausüben zu dürfen. Sie liess ihm seinen Glauben und forderte dafür, dass er ihr ihren Glauben liess. Bevor sie etwas davon aufgeben würde, musste er ihr die Nutzlosigkeit ihres Tuns beweisen.

Den Gedankenaustausch, die Diskussionen und Auseinandersetzungen zwischen Josephine und Augustin überblickend, fällt auf, dass sie sich alle innerhalb des von Recht und Gesellschaft vorgegebenen Rahmens der Rollenteilung in der ehelichen Gemeinschaft abspielten. Unbestritten waren auch die Eigenschaften, die sie für die Erfüllung ihrer Aufgaben mitbringen sollten. Diskussionen entstanden, sobald das Gespräch auf Josephines Stellung innerhalb ihrer Beziehung zu Augustin kam. Denn obwohl Josephine sich in vielen Fragen Augustins Forderungen anzupassen suchte, auch wünschte, von ihm geführt und belehrt zu werden, zeigte sie ihm gegenüber keine Unterwürfigkeit. «Nei, nei, mi Fründ! so komod wirsch es wohl nit überchoh», meinte sie scherhaft bezüglich ihrer

Ausbildung. Unter dem Blickwinkel ihrer Beziehung zu Augustin im Allgemeinen betrachtet, erhalten diese Worte besondere Bedeutung. Josephine war nicht bereit, sich ihm in allen Punkten zu fügen, eigene Interessen und Haltungen für ihn aufzugeben. Im Vergleich zu vielen anderen Geschlechtsgenossinnen ihrer Zeit vertrat Josephine bezüglich der Stellung der Frau innerhalb der Ehe einen fortschrittlichen Standpunkt. So nahm sie für sich das Recht zu Weiterbildung und zu ausserhäuslicher Tätigkeit in Anspruch. Augustin achtete darauf, dass ihre Bestrebungen die ihr rechtlich und gesellschaftlich gesetzten Grenzen nie überschritt. Er dachte ihr innerhalb der Ehe eine durchwegs passive Rolle zu. Doch Josephine verstand Augustin nicht in allen seinen Standpunkten und gab ihm dies auch zu verstehen. Sie brachte ihre eigene Persönlichkeit mit in die Beziehung ein und wollte sie bewahren. Augustin musste lernen, sich mit Josephine auseinanderzusetzen, mit ihr zu streiten. Sie verlangte das Gespräch und akzeptierte keine Ausflüchte, die die Auseinandersetzung abrupt abbrachen und Meinungsverschiedenheiten im Raum stehen liessen. Letztlich ging es Josephine darum, angesichts der hohen moralischen Anforderungen an eine Ehefrau weder Augustins Achtung, noch die Achtung vor sich selber zu verlieren.

Anschrift der Autorin:

Beatrice Küng-Aerni
Hohrain 10A
5016 Obererlinsbach